

weniger zur Aneignung fremder Formen. Dazu kamen, ein solches Festhalten noch begünstigend, ihre stets vorzugsweisen Begegnungen mit den östlicheren Völkern, den Tataren und den Osmanen, als auch das klimatische Verhältniss ihres Landes, so dass sich denn allerdings wohl ein etwa deutscher Einfluss, hauptsächlich aber nach dieser rein äusserlichen Richtung, immerhin nur als sehr beschränkt und auch erst für die spätere Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts voraussetzen liesse. Bildliche Zeugnisse, als die einzigen, die darüber näheren Aufschluss zu geben vermöchten, sind überhaupt nur wenige vorhanden, und stammen davon die ältesten überdies frühestens aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Aber auch diese, und so auch noch die aus bei weitem jüngerer Zeit, lassen einen derartigen Einfluss nicht erkennen, sondern sprechen eben vielmehr dafür, dass sich die Ungarn auch noch bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein, ja sogar auch in den höheren Ständen, zum Theil nicht unähnlich wie die südlicheren Russen, nach asiatischer Weise kleideten und bewaffneten (s. unt.). Dennoch aber dürfte es sich mit der Herausbildung auch ihrer gegenwärtig sogenannten Volkstracht,¹ wenigstens im Allgemeinen, kaum viel anders verhalten, als wie mit der der Polen.

B. Das Geräth.²

Eine Sonderung und Betrachtung des Geräths nach den einzelnen Völkergruppen etwa auf Grund volksthümlicher Eigenheiten desselben, ist

¹ Vergl. W. Hanka. Dobrowsky's Slavin. Botschaft aus Böhmen u. s. w. Prag 1834. S. 27 über die Tracht der Kroaten, S. 30 der Illyrier, S. 53 der Morlaken u. s. w.; dazu bes. J. Lavallé. Voyage historique et pittoresque d'Istrie et de la Dalmatie etc. avec 65 grav. C. Simlich. Sammlung der merkwürdigsten Nationalkostüme von Ungarn und Kroatien. Wien 1819.

² Aus der grossen Anzahl von Werken, die hier zu nennen wäre, seien als besonders umfassend und lehrreich nur hervorgehoben: W. Carter. Ancient sculpture and painting now remaining in England from the earliest period to the Reign of Henry VIII. London 1838. A. Du Sommerard. Les arts du moyen-âge. En ce qui concerne principalement le palais romain à Paris, l'hôtel de Cluny, issu de ses ruines et les objets d'art de la collection classique dans cet hôtel. 5 vol. 8. 4 vol. Fol. Paris 1838. Asselinau. Armes et armures, meubles et divers objets du moyen-âge et de la renaissance. Fol. Paris 1842. H. Shaw. Dress and decorations of the middle age. London 1848. Derselbe. The decorative art of the middle age. London 1850. C. Becker und F. von Hefner-

nicht wohl thunlich. Dem steht, wenigstens in gewissem Grade, das Wesen der Sache an sich, vor allem aber der Mangel an erhaltenen und

Alteneck. Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1850. M. J. Labarte. Handbook of the arts of the middle age and renaissance. As applied to the decoration of furniture, arms, jewels etc. London 1855. A. Przewdziecki et E. Rastawiecki. Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne, depuis les temps les plus reculés jusqu'à la fin du 17^{me} siècle. Varsovie 1855. F. W. Fairhold. Miscellanea graphica: A collection of ancient mediaval and renaissance remains; in the possession of Lord Londesborough. London 1857. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires. Histoire du costume et de l'ameublement et des arts et industries qui s'y rattachent. Paris 1858. J. B. Waring and F. Bedford. Art treasures of the United kingdom from the arts treasures exhibition Manchester. London 1858. Viollet-Le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la renaissance. Paris 1858. J. A. Worsaae. Nordiske oldsager i det kongelige Museum i Kjøbenhavn. Kjøbenhavn 1859. D. van der Kellen. Nederlands-Oudheden verzameling van Afbeeldingen der voor Wetenschap, Kunst en Nijverheid, meest belangrijke voorwerpen uit vroegen Tijden etc. Amsterdam 1860. Derselbe. Neerlands Oudheden. Le moyen-âge et la renaissance dans les Pays-Bas. Amsterdam 1866. J. H. von Hefner-Alteneck. Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance. Frankfurt a. M. 1862. J. C. Robinson. The art wealth of England. A series of photographs, representing fifty of the most remarkable works of art contributed on loan to the special exhibition at the south Kensington Museum 1862, selected and described 1863. E. Lièvre. Collection Sauvageot, dessinée et gravée à l'eau-forte. Accompagnée d'un texte historique et descriptif par A. Sauzay. Paris 1863. J. Labarte. Histoire des arts industriels au moyen-âge et à l'époque de la renaissance. Paris 1864. 4 Bde gr. 8. 2 Bde gr. 4. (M. de Laborde. Notice des émaux, bijoux et objets divers, exposés dans les galeries du musée du Louvre. II. Partie. Documents et glossaire. Paris 1853.) J. H. von Hefner-Alteneck. Kunstkammer S. K. Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Siegmaringen. München 1866. E. Freiherr von Sacken. Kunstwerke und Geräte des Mittelalters und der Renaissance in der k. k. Ambraser-Sammlung. Wien (Photographien). Photographien aus dem Germanischen Museum. Nürnberg 1865. Photographien nach Gegenständen der Sammlung des Louvre und des Kensington Museums. Photographien nach mittelalterlichen Kleinkunstwerken des k. k. Museums in Wien. (Sämmtlich im Erscheinen). — *Vorzugsweise Kirchliches*: W. Pugin. Glossary of ecclesiastical Ornament and costume compiled from ancient authorities and examples. A second edition enlarged and revised by B. Smith. London 1846. C. W. Schmidt. Kirchenmöbel und Utensilien aus dem Mittelalter und der Renaissance. Frankfurt a. M. 1850. M. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie de gravure et ciselure chrétiennes etc. Publié par M. l'abbé Migne. Paris 1857. Ernst aus'm Weerth. Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden. 1. Abthlg. Bildnerei. 1. Bd. u. 2. Bd. Leipzig 1857. 1860. F. Bock. Das heilige Köln. Beschreibung der mittelalterlichen Kunstschätze in seinen Kirchen und Sakristeien; aus dem Bereiche des Goldschmiedegewerks und der Paramentik. Leipzig 1858. Derselbe. Der Reliquienschatz des Liebfrauen-Münsters zu Aachen, in seinen kunstvollen Behältern u. s. w. Aachen 1860.

nach dem Orte der Verfertigung bestimmten Gegenständen der Art entgegen. Was von eigentlich geräthlichen Dingen auch noch aus der Zeit bis gegen den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts erübrigt, ist, selbst auch im Ganzen genommen, verhältnissmässig gering, beschränkt sich auch überdiess noch zumeist auf mehr oder minder kostbare Arbeiten von Metall, die ausserdem fast lediglich dem Dienste der Kirche gewidmet waren. An wirklichen Geräthen dieser Zeit von minder haltbaren Stoffen dagegen, wie insbesondere auch an solchen Geräthen, die dem ausserkirchlichen Leben dienten, fehlt es fast gänzlich, so dass sich über deren Beschaffenheit auch noch jetzt kaum mit Sicherheit urtheilen liesse, wenn dafür nicht, wie in Betreff der früheren Epochen, anderweitige und ebenfalls gleichzeitige bildliche Zeugnisse vorlägen. Sie indessen, wie seither, ausschliesslich in Darstellungen der Steinbildnerei und Kleinmalerei bestehend, gewähren doch auch in diesem Falle immerhin nur eine ziemlich allgemeine Vorstellung. Und noch weniger vermögen die wenn auch noch so genauen Beschreibungen von Geräthen in Inventarien einiger Fürsten aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine Anschauung von der etwaigen Besonderheit der Darstellungsform zu geben. Dafür bleibt somit überhaupt auch noch fernerhin das äussere Gepräge der Kunstrichtung als solcher, wie denn namentlich das der Baukunst, der allein gültige Maassstab, zugleich auch allein nur geeignet in seinen Wandlungen nach Volk und Zeit die Form und Wandlungen des Geräths, eben als dem entsprechend, im Einzelnen zu bezeichnen.

Der sogenannte „gothische“ oder „germanische“ Baustyl, der, zu Ende des zwölften Jahrhunderts von Nordfrankreich ausgehend, sich im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts über fast sämtliche europäischen Länder verbreitete und seit der Mitte des Jahrhunderts auch die Ausbildung des Geräths wesentlich mitbestimmte, behauptete seine Herrschaft in gleichem Umfange bis über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Das ihm von vornherein, namentlich im Gegensatz zu den schweren Formen des ihm vorangegangenen „romanischen“ Styls, eigenthümliche Gepräge von Schlankheit und Leichtigkeit in durchgängiger gesetzmässiger Verwendung des Spitzbogens und eines hochaufstrebenden vielfach gegliederten Stab- und Säulenwerks, nebst mannigfachst behandeltem Zierrath zumeist in Nachahmung pflanzlicher Gebilde, erhielt sich zwar der Grundform nach fast überall ziemlich gleichmässig, erfuhr jedoch bei den verschiedenen Völkern je eine ihrer Wesenheit gemässe besondere Durch- und Umbildung. Schon gleich beim Beginn des Styls gelangte dies zu entschiedenem Ausdruck. Obschon in Nordfrankreich zuerst auftretend und zunächst nach England übertragen, blieb derselbe doch sowohl hier als dort noch geraume Zeit hindurch auf einer verhältniss-

mässig niederen Stufe der Entwicklung stehen. In Südfrankreich und in Italien hemmte seine reinere Entfaltung das Bestreben ihn theils mit den bisherigen romanischen Formen, theils, so vorwiegend in Italien im spätern Verlauf, mit einer Wiederholung altrömischer Formen zu verbinden, und in Spanien das ähnliche Bestreben, sofern man ihn hier mit den Elementen altmaurischen Styls, wenn auch nur eben ornamentistisch, zu vereinigen suchte. Den Deutschen allein, begünstigt durch ihren freieren geistigen Aufschwung, war es vorbehalten ihn alsbald nach seiner Aufnahme zur höchsten Reinheit und Vollendung fortzugestalten und somit den übrigen Völkern die trefflichsten Vorbilder dafür dauernd aufzustellen. In den östlicheren Ländern dagegen fand er nur sehr langsam Eingang, während er in Russland überhaupt niemals auch nur zu einiger Geltung gelangte.

Die dem Styl also eigenen volksthümlich verschiedenen Grundlagen blieben auch für seine weitere örtliche Entfaltung bindend. Im Ganzen jedoch, sieht man von den eben dadurch bedingten Beschränkungen im Einzelnen ab, vollzog sich diese doch auch wiederum überall in ziemlicher Uebereinstimmung. Und dies betraf dann, aber namentlich seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, sowohl die Anlage im Allgemeinen, als auch, und zwar vorwiegend, die Behandlung des Ornaments nach Form und Vertheilung. — Bis dahin hatte man es sich noch wesentlich an einer stetigen Wiederholung der gleich anfänglich gegebenen oder in eigener Umbildung gewonnenen zumeist einfacheren Gestaltungen genügen lassen. Aber schon um den Schluss des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem Erwachen individuellen Bewusstseins, begann man allmählig sich diesem Zwange zu entwinden und sich in selbstschöpferischer Kraft ungebundener zu bethätigen. Nur langsam freilich vermochte man den alt-hergebrachten gewohnten Formen zu entsagen; indessen nachdem dies erst einmal begonnen hatte, und so ein neuer Weg vorgezeichnet war, schritt man auf ihm alsbald in gegenseitiger Förderung zu immer weitergreifenden Wandlungen vor. Was man auch bereits in der Verbindung der Theile zum Ganzen, wie in der Erfindung und Ausführung im Grossen und Kleinen nach den verschiedensten Seiten nicht selten selbst Bewunderungswerthes geleistet, sollte doch nunmehr durch die glückliche Lösung von zunehmend schwierigeren und kühneren Aufgaben im weitesten Sinne übertroffen werden. Hinsichtlich der Bewältigung der Massen und deren Gestaltung und Festigung bei Aufführung von Baulichkeiten, seien diese in Anlage und künstlerischer Durchführung auch noch so grossartig beabsichtigt, kannte man schliesslich kein Hinderniss mehr. Und ebenso erreichte man nun auch in der äusseren Behandlungsweise jeglicher Stoffe, mochten sie auch noch so ungefüge erscheinen, eine vollendete Meisterschaft. Sie bekundete sich dann nicht minder in der Erfindung und Her-

stellung von neuen Formen, als auch in einer stets gediegeneren Beschaffung und künstlerisch mannigfaltigeren Anwendung oder Verwerthung der bereits vorhandenen. Das Ornament vorzugsweise gewann in diesem Sinne ungemein an Fülle und Bedeutung. Zwar hielt man an den dafür einmal hergebrachten Grundformen auch noch ferner fest, indessen begann man nun diese nicht nur freier zu behandeln, als vielmehr noch durch zunehmend künstlichere Zusammensetzungen ihrer Theile zu äusserstem Wechsel zu vervielfältigen. Dies betraf denn ebensowohl die Nachahmung pflanzlicher Gebilde, unter welchen sich dafür insbesondere die von Blätter- und Rankenwerk als vorzüglich geeignet darbot, als auch die Verwendung von geometrischen Figuren, die man zu den verschiedensten Verschlingungen verband oder auch wohl ganz in Weise eines reich durchflochtenen Netzwerks beschaffte. Dazu kamen die anderweitigen mehr willkürlichen Gebilde, wie solche sich aus der spielenden Phantasie der Künstler, jedoch eben nun auch oft wunderlich genug ergaben, und überdies ein gesteigerter Reichthum von bildnerisch sehr verschieden durchgeführten menschlichen und thierischen Gestalten, vereinzelt oder in Gruppen geordnet, hinzu. Selbst auch das mehrfach gegliederte schlank aufstrebende Stab- und Pfeilerwerk wurde davon berührt, indem man es nun einestheils noch schlanker und sich zuspitzender, andernteils zu noch reicheren Gliederungen fortbildete. Bei dem Allen blieb dann freilich nicht aus, dass man nunmehr auch schon allmähig und zwar gerade mit in Folge der Vollendung, die man erreichte, zu einem Streben nach rein äusserlicher Wirkung, wie auch in der Behandlung zu einer gewissen Einförmigkeit oder Manier neigte; immerhin aber war und blieb, was man nach dieser Richtung hin im Ganzen wie im Einzelnen ermöglichte, vor allem Anderen erstaunenswerth und vielseitigst allgemein mustergültig.

Was so innerhalb des baulichen Betriebs, allerdings vorläufig noch fast ausschliesslich in Ausführung kirchlicher Gebäude, in umfassender Weise gefördert wurde, kam nun eben aber auch wiederum den übrigen Gewerken mittelbar, als auch in mancher Hinsicht selbst unmittelbar zu Gute. Ueberdies gewannen die Handwerker im Allgemeinen auch alsbald eine Stellung, die ihren Bethätigungen nach allen Richtungen ungemein förderlich werden musste. Nachdem solche einmal seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Alleinbesitz der Geistlichkeit auf das Laienthum übergegangen waren und somit jede etwaige Concurrenz von jener Seite aufgehört hatte, war ihnen bereits dadurch der Boden zu ihrer höheren Verselbständigung gewonnen worden. Die Genossenschaften, Innungen und Zünfte, die sich in Folge dessen fast überall gleichmässig herausbildeten, und zumeist unter schweren Kämpfen ihre volle Geltung zu erringen und das Errungene zu behaupten suchten, zogen sich fortan, in zunehmender Kraft, zu immer festerem Bestande

zusammen. Schon seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts gelang es ihnen — fast einzig mit Ausnahme des ja überhaupt noch gewerblosen Russlands — wie schon seither in Italien, so auch in allen übrigen Ländern sowohl dem Adel als auch dem städtischen Patricierthum ihre Macht nachhaltigst fühlen zu lassen und dauernde Rechte für sich abzuwingen. Bereits um die Mitte des Jahrhunderts indessen war auch dieser noch immerhin wechselvolle Kampf im Wesentlichen zu ihren Gunsten entschieden und damit die von ihnen erstrebte gesetzmässige Gleichberechtigung und ihr Ansehen für die Dauer befestigt. Von nun an, dadurch nur noch enger geeinigt, vermochten sie sich sogar zu einem Uebergewicht zu erheben, und auf das Städtewesen selbst den fühlbarsten Einfluss auszuüben. So namentlich in den grösseren Reichsstädten, wie vorzugsweise in den deutschen, wo man sich allmählig gedrunken fühlte sie in den Rath aufzunehmen und ihnen einen bestimmten Antheil an der städtischen Regierung zuzugestehen.

In diesem endlichen Sieg der Zünfte, der sie allerdings alsbald auch zu mannigfachen Anmassungen veranlasste, lag jedoch zugleich der bedeutsamste Hebel für ihre Betriebsamkeit. Nicht allein dass dadurch in ihnen das Bewusstsein eigener Kraft und Bedeutung in vollstem Maasse gesteigert wurde und jeder Einzelne sich als ein nothwendiger Theil eines grossen Ganzen betrachten lernte, verstärkte eben dies auch anderseits das allgemeinere Bestreben nach immer höherer Vollendung ihrer vielseitigen Thätigkeit. Es wurde nun dies zur Ehrensache nicht mehr nur des Einzelnen, sondern des gesammten Gewerks, das fortan selber in jedem Zweige den Maassstab für die Meisterschaft bestimmte. Was in diesem Punkte einzelne Genossenschaften oder Innungen schon vordem durch gegenseitige Uebereinkunft oder bestimmtere Satzungen zu erstreben gesucht hatten, wurde nunmehr durch gesetzmässig bindende zweckdienliche Anordnungen im Allgemeinen gefördert. Jedes Gewerk ward in sich, wie es seinem Betriebe zumeist entsprach, durch eigene „Zunftartikel“ streng geregelt und also vor einem etwa möglichen Verfall thunlichst sicher gestellt. Der von den Zünften gleich anfänglich aufgestellte Grundsatz, dass nur der unter ihnen aufzunehmen sei, der sein Gewerk so vollkommen auszuüben verstehe, dass er es Anderen bis zur Vollendung lehren könne, wurde in noch Weiterem verschärft. Demzufolge gliederten sich die Genossen der einzelnen Gewerke, je nach ihrer Fertigkeit, in „Archimagistri“ (Obermeister), „Magistri“ (Meister), Gesellen und Lehrlinge, sie sämmtlich wiederum durch ein bestimmt abgemessenes Rangverhältniss formell zu einem Ganzen vereinigt. Zugleich im Verein mit solcher Gliederung in den Gewerken überhaupt, bildete sich fortan auch immer entschiedener sowohl eine Sonderung derselben je nach ihren verschiedenen Zweigen, als auch je innerhalb der Zweige eine zunehmend

zweckgemässere Vertheilung der Arbeit aus, so dass nun in jedem einzelnen Gewerke die eine Hand auch immer nur einerlei Arbeit verrichtete. Demungeachtet blieb man und eben wohl mit auf Grund solches Verhaltens, da es ja die höchste Vollendung zum Ganzen bedingte, doch von einer fabrikmässigen Massenherstellung im heutigen Sinne noch weit entfernt. Zwar erhielten dadurch die Erzeugnisse selber wohl eine gewisse Gleichmässigkeit, auch arbeitete man nach durchgängigen Grundformen, wie solche die jeweilige Geschmacksrichtung vorschrieb und forderte, immerhin aber betrachtete man jedwedes herzustellende Werk, gleichviel welchem Zweck es gewidmet war, als eine für sich bestehende Aufgabe, die nur mit bestem Wissen und Können wahrhaft würdig zu lösen sei. Und gerade hierin trat zwischen den verschiedenen Gewerken ein ungemeyner Wetteifer ein, der sie denn aber auch über eine bloss vollendete Handwerklichkeit um so höher erhob, als letztere eben dadurch noch mehr und mehr zu einer eigentlich künstlerischen Bethätigung gesteigert wurde. Handwerk und Kunst, weder schon jetzt noch bis weit über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus auch nur dem Begriffe nach getrennt, verschmolzen mit einander aufs Engste, so dass im Grunde fast jedes Gewerke zu einem „Kunsthandwerke“ ward und somit auch in demselben Grade, als es sich selber veredelte, auf die Veredelung des Geschmacks im Allgemeinen zurückwirkte.

Gleichwie nun aber die Gewerke an sich wesentlich auf Grund der Fortgestaltung der städtischen Verhältnisse zu einer derartig hohen Selbstständigkeit gelangten, erfuhren sie zugleich noch eine besondere Förderung durch die mit jenen Verhältnissen innigst verbundenen Wandlungen des gesellschaftlichen Verkehrs und der Lebensweise überhaupt, wie solche sich gleichfalls seit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts immer vielseitiger vollzogen. Der fortan raschere Wachstum der Städte durch die steigende Anzahl ihrer Bewohner, und der zunehmende Wohlstand derselben, gaben dem ganzen seitherigen Getriebe eine veränderte Gestalt. Die Bezüge und Stellungen der Bewohner zu einander gewannen je nach ihrem Range, Vermögen und Berufszwecken an Umfang und Mannigfaltigkeit. Zu der Zahl der schon Angesessenen gesellten sich noch mehr und mehr freie und adelige Grundbesitzer, die ihre Höfe und Burgen verliessen; und selbst die Fürsten und höchsten Machthaber begannen in noch weiterer Zunahme sich mit ihren Hofhaltungen in einer der Hauptstädte ihres Reichs dauernd niederzulassen. Das Dasein zog sich immer enger auf die Stadt und das Haus zurück. Die Anschauungen und Sonderinteressen wurden allmählig vorzugsweise dadurch bestimmt und fortgebildet. Die vordem in der Lebensweise noch allgemeinere Einfachheit, wie solche die altübliche Gewohnheit des zumeist ausserhäuslichen Verkehrs mit sich gebracht und erhalten hatte, wich allseitiger dem

Bestreben nach Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Die Bedürfnisse vermehrten sich und weckten neue Bedürfnisse. Der Aufwand in geräthlichen Dingen hauptsächlich zu wohnlicher Ausstattung, der auch selbst bei Vornehmsten und Reichsten stets nur vereinzelt geblieben war, gewann nun nicht nur unter diesen bald die allgemeinste Verbreitung, vielmehr erstreckte sich von da aus, wenigstens verhältnissmässig, auch auf das begütertere Bürgerthum. Somit wurden denn aber auch die Gewerke zu äusserster Thätigkeit angespornt und fortdauernd darin erhalten. Vorläufig noch ohne schädlichen Ueberfluss an Arbeitskräften, davor sie sich wohlweislich zu wahren wussten, fühlten sie sich in ihrem Schaffen durch den ungeschmälernten Absatz ihrer Erzeugnisse gesichert. Dazu kam, gerade das noch begünstigend, die ungeweine Ausdehnung, welche der Betrieb des Handels seitens des Hansabundes erfuhr, dadurch sich ihnen zugleich der Weg für den Absatz im Grossen erweiterte. Auch trug wiederum nun dies insbesondere zu ihrer Ausbildung noch andererseits bei, sofern ihnen eben jetzt durch jenen Betrieb die mannigfachsten Vorbilder als auch die verschiedenartigsten Rohstoffe und selbst auch wohl mancherlei Handwerksgeräth in grösseren Massen zugeführt und zugänglicher gemacht wurden.

Unter so bewandten Umständen konnten innerhalb der einzelnen Gewerkszweige bedeutsamere Fortschritte, wie namentlich auch in der Behandlungsweise, nicht wohl ausbleiben. Die sich höher steigern den Ansprüche drängten dazu und lenkten das Bestreben, es Einander zuvorzuthun, auf andere Bahnen. Der Geist, einmal aus den engen Fesseln der Ueberlieferung befreit, begann sich mit erneuerter Kraft selbstschöpferisch zu regen. So lehrte er das bereits Gewonnene zweckentsprechender zu verwerthen und überdies, auf Grund der Erfahrung, es zu verbessern und aus ihm heraus neue Ergebnisse zu gewinnen. In allen Zweigen fanden sich mehr oder minder befähigte Köpfe, welche ihr ganzes Denken und Trachten auf diesen Punkt zusammenzogen. Neue Erfindungen tauchten auf, und da es noch nirgend ein Gesetz gab, welches deren Urheber das Recht der ausschliesslichen Nutzung derselben zugestand oder sicherte, wurden sie, ungeachtet man sie zumeist geheim zu halten suchte, dennoch alsbald theils durch Uebertragung seitens der wandernden Gesellen, theils durch sich selber zum Gemeingut. Und ebenso fand eine ziemlich rasche allgemeine Ausgleichung, ja der Sache nach in noch erhöhterem Maasse, in Betreff der hier und da neu erfundenen Formen statt. Denn war erst einmal das Vorbild verbreitet, bot dessen Nachbildung und Vervielfältigung kaum noch Schwierigkeiten dar. Bei dem Allen beobachtete man, und eben dies gab den Erzeugnissen selber zugleich mit ihnen inneren Werth, dass ihre Gestaltung stets dem Stoffe, aus welchem sie bestanden, möglichst entsprach.

Von den verschiedenen Gewerken nun, die sich nach dieser Richtung hin, als auch in künstlerischer Hinsicht, hauptsächlich hervorthaten, behaupteten die Goldschmiede den ersten Rang. Es gilt dies sowohl von Italien und Spanien, als auch von England und Deutschland, insbesondere aber von Frankreich, wo sie bereits im dreizehnten Jahrhundert, zufolge des zunehmenden Aufwands daselbst seit dem Tode *Ludwigs des Heiligen*, eine wesentliche Rolle spielten. Fast gleichzeitig mit der Ausdehnung ihres Betriebs hatten sie auch nicht ohne Erfolg versucht, die edlen Metalle zu fälschen. In Frankreich sah sich daher schon *Philipp III., der Kühne* (1270—1285) veranlasst, zur Sicherstellung der Käufer eine Verordnung über die Güte des Goldes und Silbers zu Goldschmiedearbeiten zu erlassen. Sie wurde von *Philipp dem Schönen* um 1313 verschärft, von dem König *Johann* um 1355 abermals bestätigt, und dann auch von den folgenden Königen in gleichem Sinne mehrfach wiederholt. Allmählig fühlte man sich überall zu ähnlichen Verordnungen gedrängt. Dies um so mehr als die Goldschmiede, wie wenigstens in den meisten Hauptstädten, auch das Münzwesen mitbesorgten. So unter anderem wurde in Nürnberg, mit besonderem Bezug darauf, vom Jahre 1350 bis um 1360 eine sehr eingehende Gewichteich-, Gold- und Silberwaagordnung festgestellt und streng gehandhabt. — Die eigentlichen Hauptwerkstätten blieben im Ganzen die früheren. Somit in Frankreich vor allem Paris, wo sich die Goldschmiede namentlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sowohl in Erfindung von neuen Formen als auch in künstlicher Behandlung und in geschmackvoller Mitverwendung von Edelsteinen u. dergl. zu einer Höhe emporzuschwangen, so dass ihnen die aller übrigen Länder kaum mehr zu folgen im Stande waren. Nur in Italien vermochte man auch noch ferner damit zu wetteifern, indem man sich in gesteigertem Grade, zugleich mit fortdauernd reicherer Verwerthung der hier altüblichen Emailmalerei, die reinere künstlerische Durchbildung vorwiegend angelegen sein liess. Und eben darin zeichneten sich nun, gleichwie seither schon im Allgemeinen, namentlich Venedig, Florenz und Rom auch in der Folge besonders aus. In Flandern bewahrten Brügge und Gent, und in Deutschland Nürnberg, Augsburg und Ulm ihren altbegründeten Ruf; auch scheint es bei der Vorliebe, welche Kaiser *Karl IV.* (seit 1347) für die Beschaffung von kunstvollen goldenen Kirchengeweräthen bewies, dass sich daneben bald Wien und Prag zu ähnlicher Bethätigung erhob. In Spanien lieferten nach wie vor hauptsächlich Toledo, Madrid und Sevilla, nächstdem das (maurische) Granada, bei weitem die meisten, kostbarsten und vorzüglichsten Arbeiten, jedoch in ihrer Durchbildung noch bis tief in's fünfzehnte Jahrhundert wesentlich durch den altmaurischen Geschmack, der sie einst ganz beherrschte, bestimmt. In Eng-

land endlich, wo dieser Betrieb, vermuthlich erst von Frankreich ausgehend, nur eine allmäligerere Verbreitung fand, war es und blieb es fast ausschliesslich London, daselbst er sich am erfolgreichsten und glänzendsten entfalten konnte.

In engster Verbindung mit der Goldschmiedearbeit erfuhr die Emailmalerei, und zwar zunächst in Italien, eine besondere Förderung. Zu den bereits üblichen Verfahrungsweisen, die etwa im neunten Jahrhundert vom Orient aus nach hier übertragen worden waren und seitdem allgemeine Verbreitung gefunden hatten, kam seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Verfahren hinzu, das dann gleichfalls bald allseitige Nachahmung fand. Jene älteren Verfahrungsweisen beschränkten sich im Wesentlichen darauf, dass man auf dem Metalle, auf dem ein Bild hergestellt werden sollte, die Umrisse desselben entweder durch Befestigung feiner metallener Streifen umschrieb oder durch Heraussticheln aus der Fläche beschaffte, und die so gebildeten flachen Cassetchen mit der gewünschten Glasfarbe (undurchsichtig) ausschmolz. Das neue Verfahren nahm davon Abstand, indem man das Bild nun in das Metall nach allen seinen Einzeltheilen möglichst sorgfältig eingrub und hiernach nicht nur das Ganze vollständig, sondern auch so zart überfärbte, dass jenes in seinem metallischen Glanz genau erkennbar hindurchleuchtete. Zuvörderst vermochte man dies nur in einer Farbe auszuführen; allmählig indessen, und wie es scheint noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts, versuchte man auch schon gelegentlich, muthmasslich zuvörderst in Frankreich, diese stellenweis wechselnd zu tönen, was schliesslich, doch erst im folgenden Jahrhundert, zu einer abermals ganz neuen Behandlungsweise hinführte (s. unten).

Nicht minder schritt man, auch wiederum zuvörderst hauptsächlich in Italien, in der künstlichen Verwerthung des Glases vor. Auch diesen Gewerkszweig hatte man hier vom Oriente aus und wohl vorzüglich durch die Griechen kennen gelernt, und bereits seit früher Zeit mit glücklichem Erfolge ausgeübt. So vor allem in Venedig, wo man sich schon bald nach seiner Begründung darin ausnehmend bethätigte. Als hier zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts eben in Folge dieses Betriebs eine Feuersbrunst ausbrach, wurde derselbe vorerst ausschliesslich nach der Insel Murano verlegt, daselbst er sodann in raschem Vollzuge die weiteste Ausdehnung gewann. Bis dahin war man vorzugsweise bei der Herstellung von nur einfachen, farblosen Gläsern stehen geblieben. Von da an indessen lernte man in zunehmender Geschicklichkeit das Glas auf's Verschiedenste zu formen und auf's Mannigfachste zu färben. Und schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war man in der Kenntniss der dazu dienlichen Metalloxyde bis zu einem Umfange gelangt, dass man es verstand die grösste Anzahl der damals bekannten Edelsteine bis

zur Täuschung nachzuahmen. In Folge dessen stellte man fortan, ausser den freilich noch immer zumeist zu beschaffenden farblosen Gläsern, in stets grösserer Vorzüglichkeit theils solche mit farbigen Einzeltheilen, als bunten Füßen, Henkeln, Deckeln oder sonstigen Verzierungen in Email und Vergoldung, theils durchweg einfarbige Gläser her, dabei denn zugleich in deren Gestaltung, wenn sie nicht gerade durch einen bestimmten Nützlichkeitszweck bedingt wurde, zuweilen auf's Wunderlichste verfahren. — Demgegenüber fand dieser Betrieb in den nördlicheren Ländern nur eine sehr allmälige Verbreitung. Selbst in den, doch nach allen Richtungen hin so überaus gewerkthätigen Niederlanden begannen die Bemühungen, denselben sich anzueignen, nicht vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; und ebenso in Deutschland und in Frankreich, doch ohne schon vor Ablauf des Jahrhunderts auch nur einigen Aufschwung zu nehmen. Noch um 1338 unterhielt *Humbert, Dauphin von Viennois*, einen Glasmacher *Guionet* auf eigene Kosten unter der Verpflichtung ihm jährlich hundert Dutzend Gläser in Form von Glocken, zwölf Dutzend kleine (Schalen-) Gläser, zwanzig Dutzend „*hanaps*“ oder Kelchgläser, zwölf „*amphores*“ u. dergl. zu liefern. Jedoch waren sowohl diese Gläser, als auch alle noch sonstigen, die in jenen Ländern bis weit über diesen Zeitpunkt hinaus, ja sogar bis gegen den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts überhaupt gefertigt wurden, ohne irgend künstliche Färbung, grünlich oder völlig farblos, und überdies, mit nur seltenen Ausnahmen, gänzlich schmucklose Gebrauchsgefässe.

Noch ferner ging Italien den anderen Ländern in der Behandlung des Schneidens und Schleifens der edelen und halbedelen Steine voran. Wie es indessen scheint, war dieser Betrieb im Allgemeinen schon seit länger in Verfall gerathen und gelangte auch hier erst wiederum gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu weitergreifender Bedeutung. Vorauszusetzen ist, dass auch dies vom Orient aus, durch Uebersiedelung von Griechen, geschah, die auch darin bereits seit frühester Zeit ganz Vorzügliches leisteten. Neben dem sonst üblichen Verfahren die Steine gemeinlich entweder nur nach Maassgabe ihrer natürlichen Form oder doch nur nach vorangegangener ziemlich roher Abkantung rundlich oder, hierdurch gebunden, unregelmässig abzuschleifen, bemühte man sich nunmehr ihnen, zugleich mit Rücksicht auf Erhöhung ihres Glanzes, eine bestimmte Gestalt zu geben. Man begann sie zu „*facetiren*“ und auch, ausser zu Schmuck u. dergl., wie eben auch schon von vornherein im Oriente geschehen war, zu Prachtgefässchen zu verarbeiten. Nicht lange, so schritt man auch dazu sie durch eingegrabene und durch höherausgeschnittene Bildnerien zu verzieren. — Die nun so behandelten Steine, während des früheren Mittelalters „*camahutus*“ und „*camaeus*“ genannt, pflegte man seitdem „*camahuya*“ und um den Schluss des

vierzehnten Jahrhunderts, zunächst vorzugsweise in Frankreich, als „*camayeux*“ zu bezeichnen, eine Benennung die sich dafür bis in's sechszehnte Jahrhundert erhielt.

Die Arbeit in Elfenbein, bisher hauptsächlich zur Verzierung von kirchlichen Geräthschaften geübt, wurde gleichfalls bedeutend erweitert, indem sie sich fortan auch die Ausstattung von ausserkirchlichen Geräthen zunehmend angelegener sein liess. Bis dahin in ihren Schnitzdarstellungen sich wesentlich nur in Verzierungen und, ganz ihrem Hauptzwecke entsprechend, in heiligen Gegenständen bewegend, wandte sie sich nun auch der Verbildlichung von weltlichen Vorkommnissen noch mehr zu, den Stoff dafür den mancherlei abentheuerlichen Erzählungen entnehmend, die immer zahlreicher auftauchten. Vor allem waren es noch Liebesscenen, darauf man sein Augenmerk richtete, doch brachte man alsbald daneben vorwiegend auch solche Scenen zu Geltung, welche die Unerschrockenheit und den kriegerischen Muth der erdichteten Helden verherrlichten. — Die einzelnen Werke gewannen an Umfang; man wählte theils nach und nach grössere Platten, theils dehnte man die Zusammenfügung von kleineren Plättchen beträchtlicher aus, in welchem Falle man denn zugleich auch hinsichtlich der Art ihrer Verbindung, sei es durch blosses Aneinanderreihen oder, was häufiger statt hatte, durch Zwischenleistchen von Holz und Metall, zu ähnlichen Fortschritten gedrängt wurde. So auch gewann die Bearbeitung von kleinen Geräthen „aus dem Ganzen“, wie hauptsächlich von Gefässen, einen weiteren Spielraum. Gleichwie man solche auch schon seither für den kirchlichen Bedarf gefertigt hatte, stellte man diese fortan auch für ausserkirchliche Zwecke her, was denn noch besonders beitragen musste den Sinn für Vermannigfachung der Form und verzierender Ausstattung im Weiteren zu wecken und zu beleben. Auch blieb man wohl zuversichtlich nicht bei dem althergebrachten Verfahren das Elfenbein zu färben stehen, sondern erlangte wohl auch darin immer grössere Fertigkeit; und eben dies nun wohl noch um so mehr, als es, von Italien ausgehend, bald allgemeiner üblich ward hölzerne Geräthschaften nicht nur mit kleinen mannigfach gestalteten Täfelchen von Metall, buntem Holze u. s. w., vielmehr auch, in Verbindung damit, und zwar in bei weit überwiegendem Maasse, mit sehr verschiedenfarbigen Elfenbeinplättchen vollständig mosaikartig auszulegen. Man nannte diese Bethätigung in Italien „*tarsia*“ und in Frankreich, wo sie zuvörderst Aufnahme und fernere Verbreitung fand, im Allgemeinen „*marqueterie*“.

Vor allem bedeutend war der Aufschwung, den die verschiedenen Zweige der Holzarbeit nahmen. Seitdem man sich auch darin bereits im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts zu immer künstlerischer Bethätigung erhoben hatte, gelangte nun, bei den fortgesetzt steigenden

Bedürfnissen und Ansprüchen, da sie gerade diesen Betrieb vorzugsweise berührten, eben solches Bestreben auch zu immer weitergreifender Geltung. Es war dies überall, in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, gleichmässig der Fall, und betraf nicht nur die Bildschnitzer oder die Verfertiger von an sich künstlerisch selbständigen Werken, sondern auch, wenigstens in einem der Sache nach entsprechenden Grade, alle die, welche sich mit der Herstellung von Nützlichkeitsgeräthschaften, von „Möbeln“ im engeren Sinne, befassten. Ueberdies fand zwischen beiden kaum schon eine äussere Trennung statt, so dass sie, wie dies auch noch in der Folge, ja selbst bis in's sechszehnte Jahrhundert hinein gemeinlich zu geschehen pflegte, einander in die Hand arbeiteten, mithin sich gegenseitig ergänzten. — Die Bildschnitzer, die sich überhaupt wesentlich in der Bethätigung für kirchliche Zwecke herangebildet hatten, fanden innerhalb dieser Richtung noch fernerhin ihre hauptsächlichste Stütze. Schon seither zur Beschaffung von grösseren oder kleineren Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder von einzelnen Heiligen vielfach in Anspruch genommen, waren sie zu stets umfassenderen Verbildlichungen der Art vorgeschritten, dabei sich dann der Geschmack daran bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Grade steigerte, dass man sie auf diesem Gebiete vornämlich von da an kirchlicherseits ungemein beschäftigte. Es galt dies nun neben der Herstellung von einzelnen grösseren Bildwerken, als ganzen Figuren oder Gruppen, und sonstigen blössen Zierrathen, hauptsächlich der Verfertigung von zumeist sehr ausgedehnten reich behandelten Altarwerken, die gewöhnlich in mehreren baulich gegliederten Abtheilungen die vornehmsten Begebenheiten aus der Leidensgeschichte Christi durch eine Fülle von Figuren möglichst ergreifend veranschaulichen sollten. Um den Eindruck zu erhöhen, bemalte man sie der Natur gemäss, und schmückte das Ganze ausserdem stellenweis, so insbesondere den Grund und die Umrahmungen, durch glänzende Vergoldung. — Bei den anderweitigen Holzarbeitern, dazu (nach allerdings erst viel späterer Bezeichnung) die Schreiner, Tischler u. s. w. zählten, da in ihrer Handtierung vorwiegend durch Erfüllung des Zweckdienlichen gebunden, musste freilich ein künstlerisches Bestreben, eben zufolge ihrer Aufgaben, wesentlich auf die verzierende Ausstattung beschränkt bleiben; aber gerade aus diesem Grunde begann jetzt darin unter ihnen ein ungemeiner Wettstreit, der sich um so höher steigerte, als mit der Zunahme der Bedürfnisse sich auch der Sinn für das künstlerisch Schöne zunehmend verallgemeinerte. Die Formen dafür entlehnten sie, gleichwie schon seither, vor Allem der Baukunst. Doch abgesehen, dass diese an sich nun gerade hinsichtlich des Ornaments überaus an Reichthum gewann, mithin für jene die Vorbilder sich immer beträchtlicher vermehrten, blieben sie keineswegs dabei

stehen, diese lediglich nachzuahmen und nur mehr willkürlich zu verwenden, sondern suchten sie sich ganz zu eigen zu machen und so zum Theil in selbstschöpferischer, oft phantasievoller Umbildung, zu einem abgeschlossenen, vollendeten Ganzen zu einigen. Zugleich mit in Folge dieses Bestrebens, das vorzüglich gegen den Schluss des vierzehnten Jahrhunderts zum Durchbruch gelangte, erfand man, um diese Zeit, neben der bisherigen nur einfachen Art der Zusammenfügung der verschiedenen Einzeltheile, ein vollständig neues Verbindungsverfahren, das sich vor jenem noch besonders durch Haltbarkeit auszeichnete.¹ Bis dahin hatte man sich begnügt, so namentlich bei Herstellung von umfangreicheren Geräthen, als Schränken, Truhen u. dergl., die zu deren Füllungen und sonst dazu erforderten Bretter bloss entweder durch Kehlleisten oder doch nur, ausserdem, rücklings durch Querleisten zu verbinden, und höchstens die Flächen durch aufgeleimtes Zeug oder Pergament zu verstärken, was Alles indessen nicht hinreichte das Holzwerk, und hatte man es vorher auch noch so lange austrocknen lassen, vor etwaigem „reissen“ und „werfen“ zu sichern. Um diesem Uebelstand zu begegnen, versuchte man nunmehr mit bestem Erfolge die einzelnen Füllungen u. s. w. immer nur aus einer Platte, nie grösser als diese, herzustellen, und die Platten überdies mit einander zu „verriegeln“ und in einander „einzuzapfen.“ Hierdurch wurden die vordem gänzlich glatt belassenen Flächen, da man jene kleineren Füllungen auch noch fernerer Festigkeit wegen mit Leistenwerk umfasste, durch derartig eingetheilte und gegliederte Felder ersetzt, dabei man diese gemeinlich in's Geviert gestaltete. Mit dieser Umwandlung, welche alsbald, zufolge ihrer Zweckmässigkeit, überall den Sieg davon trug, verlor sich allmählig auch der Gebrauch die Flächen durch Buntmalerei zu verzierern, da sich ja hierfür kaum Raum bot. Doch stand man davon weder schon jetzt, auch noch fernerhin, gänzlich ab, sondern beschränkte sie nur mehr und mehr auf die geschnitzten Verzierungen, die nun zur Vorherrschaft gelangten. — Auch kam dann dem Betriebe an sich wohl noch die Erfindung der Sägemühlen zum Bretterschneiden mit zu Gute, welche zu Anfang des Jahrhunderts, etwa seit 1320, vermuthlich in Augsburg gemacht wurde, die indessen in Deutschland selber, besonders aber in Frankreich und England, nur äusserst langsam Verbreitung fand.

Neben dem Allen blieben die eigentlichen Metallarbeiter, die Eisenschmiede, Kupferschmiede und die Giesser, nicht zurück. Auch in diesen Zweigen wurden je neue Erfahrungen gemacht, die den Betrieb erleichterten, und somit wiederum auch zu seiner noch weiteren

¹ Vergl. Viollet-Le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français etc. pag. 11 ff.; p. 366 ff.

künstlerischen Durchbildung beitragen. Die Gebläse wurden verbessert, das Handwerksgeräth zweckmässig vervielfältigt, und wohl namentlich auch die Formerei durch Anwendung von neuen Mitteln zur Herstellung und Festigung, so wie auch zur Vervielfältigung der Formen, im Ganzen und Einzelnen nachhaltig gefördert. — Die Kupferschmiede fuhren fort sich vorzugsweise in der Beschaffung von Gefässen zu bethätigen, dabei sie sich, als auch in den von ihnen noch sonst zu beschaffenden Geräthen, hinsichtlich der Gestaltungsweise zunehmend schwierigere Aufgaben stellten und diese, mit steter Berücksichtigung des Zwecks, immer kunstgemässer zu lösen suchten. Ihre Hauptthätigkeit allerdings bestand nach wie vor in der Beschaffung von nur einfacheren Gebrauchsgefässen, doch wurden nun auch diese davon berührt, indem man sie wenigstens durch einzelne, wenn auch nur rohere Verzierungen, schmückte. Allein nur bei jener Art von Gefässchen, welche, auch häufiger aus Bronze gegossen, in der Gestalt von oft wunderlich zusammengesetzten Thieren bereits seit dem elften Jahrhundert hauptsächlich Deutschland lieferte, blieb man daselbst, und wie es scheint vorzugsweise in Augsburg und Nürnberg, bei den dafür einmal althergebrachten seltsamen Formen fort-dauernd stehen (S. 32). Ueberhaupt aber zeichneten sich gerade in der Fortbildung dieses Betriebs die deutschen Grossstädte vor allen anderen aus, ja übertrafen darin zunächst selbst noch die flandrischen Städte, ob-schon auch sie darin schon seit länger Treffliches leisteten, in einem Grade, so dass man von den Erzeugnissen der Art überall den deutschen den Vorzug bewahrte. — Innerhalb der Bronzegießerei wandte man sich von der Herstellung von Grabplatten, zumeist mit vertieftem bild-lichem Schmuck u. s. w., und von bald kleineren, bald grösseren Kirchen-geräthen, als Leuchtern, Lesepulten, Taufbecken u. dergl., in steigendem Masse der Beschaffung von ausserkirchlichen Geräthschaften zu. Im Anschluss an die Formen jener Geräte begann man nun demähnliche Gegenstände und selbst „Möbel“ im engeren Sinne, wie insbesondere verschiedene Stühle, auch für den rein häuslichen Bedarf herzustellen. Hierin indessen ging Frankreich voran, von da aus sich ein solcher Ge-schmack muthmaasslich zuvörderst nach England und nach Deutschland ausdehnte, woselbst er jedoch, allem Anscheine nach, nur geringen An-klang fand; mehr wohl noch in Italien und Spanien, dahin er sich gleich-falls verbreitete, da hier die Metallarbeit überhaupt, in Folge orientalischen Einflusses, bereits seit Alters sehr beliebt war und nach den verschie-denen Richtungen hin mit vieler Umsicht ausgeübt ward. — Unter den Zinngießern zeichneten sich wiederum vor allem die deutschen aus. Ihre Hauptwerkstätten blieben nach wie vor Augsburg und Nürnberg, wo sie ihren altbegründeten Ruf vornämlich in Verfertigung von Speise-, Trink- und Küchen-Geschirren nummehr noch dadurch erweiterten, dass

sie lernten mit immer grösserem Geschick das Metall durch Zusatz anderer Metalle zu härten und, zur Beschaffung von runden Formen, auf eigenen Drehstühlen zu behandeln. — Auch selbst die Eisenschmiede wurden, bei der fortgesetzten Steigerung der auch an sie gestellten Ansprüche, allmählig zu einer Erweiterung ihrer Behandlungsweise gedrängt. Ihr altherkömmliches Verfahren, die Gegenstände aus dem Ganzen zu schmieden und dann auszuarbeiten, reichte demgegenüber, zumal bei der jetzt allgemeineren künstlerischen Geschmacksrichtung, nicht mehr aus. Somit, um dem zu genügen, gelangten sie denn alsbald dahin die verschiedenen Verzierungen, die sie zu verwenden gedachten, je für sich aus stärkeren oder dünneren Eisenplatten theils zu schneiden, theils über besondere (Kern-) Formen genau auszuhämmern und, je nach Bedürfniss, mit einem Gerüst oder unter einander zusammenzuschweissen und zu vernieten. Daneben blieb man allerdings, so namentlich für grössere und minder zusammengesetzte Arbeiten, bei dem früheren Verfahren unausgesetzt stehen, während dann aber das neue Verfahren, bei seiner Fortbildungsfähigkeit, durch immer kunstvollere Verwerthung auch zunehmend an innerer Bedeutung gewann.

Die Steinbildnerei wurde in ihrer Entfaltung noch fortdauernd wesentlich durch die des kunstbaulichen Betriebs bestimmt, und erreichte demnach, ziemlich gleichmässig mit diesem, sowohl überhaupt als auch insbesondere in der Beschaffung der theils damit eng zusammenhängenden geräthlichen Dinge, die glänzendste Durchbildung.

Inwieweit man nun etwa auch in der Töpferarbeit, als einem der ausgebreitetsten Zweige der Gefässbildnerei, mehrere Fortschritte machte, lässt sich bei dem Mangel von bestimmteren Nachrichten gerade darüber nicht wohl sagen. Vermuthlich allein mit Ausnahme von Spanien, wo dieser Betrieb seitens der Mauren von vornherein auch eine höhere, künstlerische Behandlung erfuhr und darin auch wohl weitergefördert ward, dürfte man sich innerhalb desselben noch unausgesetzt in der dafür einmal altherkömmlichen, rein handwerklichen Weise fortbewegt haben. Dort verstand man es seit Alters, wie mehrere derartige Alterthümer bezeugen, den Thon verschiedenartigst zu formen, zu den mannigfaltigsten, selbst schwierigsten Zierden zu gestalten, äusserst dauerhaft zu brennen, farbig zu glasiren und zu vergolden; in den westlicheren Ländern dagegen — in Frankreich, England, Deutschland und, wie es scheint, sogar auch in Italien (vielleicht nur mit Ausschluss von Sizilien) — währte es noch bis weit über den Schluss des vierzehnten Jahrhunderts hinaus, bis dass man hier zu einer dem auch nur annähernd ähnlichen Kunstfertigkeit gelangte. Alles was man daselbst bis dahin in diesem Zweige zu leisten vermochte, beschränkte sich noch fast lediglich auf durchgängig in Form und Verzierung ziemlich einfache Gebrauchsgeschirre. Zwar

übte man auch hier schon seit lange die Glasirung und Bemalung, doch ohne dies wesentlich fortzubilden, wie man denn auch im Allgemeinen dabei stehen blieb, die Malerei als einen nur völlig nebensächlichen Schmuck ohne Sorgfalt, ja roh zu behandeln, und unter der Glasur anzubringen. — Zu einer Erhebung dieses Betriebs über die Grenzen des blossen Handwerkes fehlte es in diesen Ländern vorerst noch an der Kenntniss eines dazu geeigneteren Stoffs. Solche aber sollte erst im nächstfolgenden Jahrhundert gewonnen werden.

Endlich waren es, abgesehen von noch mancherlei anderweitigen, doch minder bedeutenden Gewerken, die Wirkerei und die Stickerei, welche durch den nun auch noch sehr gesteigerten Gebrauch von Teppichen, Decken u. dergl. zum Schmuck der Wände und Zimmergeräthe sehr beträchtlich gefördert wurden. Ebenso die Lederarbeit, die man allmählig zu ähnlichen Zwecken, doch insbesondere auch zur Verkleidung von kleineren Geräthen noch nutzbarer machte, dabei man sie mit zunehmendem Geschick durch Einpressungen von Zierrathen und Buntmalerei ausstattete. — Hinsichtlich der Teppichwirkerei erreichten die flandrischen Grossstädte, wie Valenciennes, Tournay, Audenarde, Brüssel und Arraz, den grössten Ruf, wie denn die Wirkereien von Arraz bereits seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nach dem Orte ihrer Verfertigung geradezu „*Arazzi*“ benannt wurden. Für die Stickerei und die Lederarbeit erhoben sich hier allmählig gleichfalls sehr ansehnliche Werkstätten, doch nahm vorzugsweise jene auch in England, und die letztere auch in Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien fast gleichmässig an Vollendung zu. —

Was nun die Geräthe im Einzelnen zunächst bis zum Schluss des vierzehnten Jahrhunderts anbetrifft, so waren es noch immer die dem kirchlichen Dienste gewidmeten, deren prunkvolle und zugleich künstlerische Beschaffung man sich namentlich angelegen sein liess. Gleichwie sich an der Herstellung dieser Geräthe die kunstgewerkliche Thätigkeit überhaupt nur herangebildet hatte, fand sie darin noch zuvörderst ihren wesentlichen Hebel, was denn noch fortgesetzt seinen besonderen Einfluss auf die Gestaltung des ausserkirchlichen Geräthes ausübte.

Die heiligen Gefässe vor Allem behaupteten darin, auch schon allein auf Grund der Kostbarkeit des Stoffs, aus dem man sie zu fertigen beliebte, den ersten Rang. Sie blieben, wenigstens der Mehrzahl nach, ein Hauptgegenstand der Gold- und Silberschmiede, und für sie somit auch noch fernerhin ein vorzüglich geeignetes Mittel ihre Erfindungsgabe anzustrengen und zu bethätigen. Es begann unter ihnen hierin gleichsam ein Wettstreit, der nun zu um so glänzenderen Erfolgen führte, als ihre Bestrebungen nicht nur seitens der Geistlichkeit, sondern auch anderweitig,

wie namentlich seitens einzelner weltlicher Herrscher, so unter anderem in Deutschland durch Kaiser *Karl IV.*, nachhaltigst unterstützt wurden. Die einmal durch den Zweck festbestimmten Grundformen liessen freilich kaum noch eine Wandlung zu; mit desto grösserem Eifer aber bemühten sie sich jetzt um die verzierende Ausstattung derselben, darin sie alsbald, obschon stets im engen Anschluss an den jeweilig herrschenden Kunstgeschmack, zu immer grösserer Freiheit gelangten. Ihre Vorbilder dafür entlehnten sie in noch weiterem Umfange, als bisher, den baukünstlerischen Gestaltungen, dabei sie diese jedoch nun mit den gebotenen Grundformen je in zunehmend eigener selbstschöpferischer Verwerthung auf's Mannigfachste zu vereinigen suchten. Bei Gefässen allerdings, die, wie die zum Kelch gehörende (Hostien-) Schüssel oder „*patena*“ und die mancherlei Arten von Becken und Untersatzschüsseln, wie auch die zum Genuss des heiligen Weins angewendete Saugröhre (*fistula*, *sypho*) u. a. m., eben zufolge ihrer Bestimmungen eine derartige Verzierungsweise nicht zuliessen, musste man sich auch ferner mit einem dem angemessenen Schmuck begnügen. Die „*patena*“, die man bis zu dem Maasse verkleinerte, dass sie, auf die Oeffnung des Kelchs gesetzt, diese mit ihrem Rande nur wenig überragte, pflegte man wohl selbst völlig schmucklos zu belassen, sich darauf beschränkend, sie inmitten mit einem Kreuze zu versehen. Die Becken und Untersatzschüsseln aber, sofern diese überhaupt eine kunstvollere Behandlung erfuhren, wurden höchstens noch feiner profilirt und längs ihren Rändern, wohl seltener auch schon im Ganzen, noch reicher verziert; dazu man durchgängiger ein mehr oder minder künstlich verschlungenes Stab-, Blätter- und Rankenwerk, mit gelegentlicher Beimischung von menschlichen und thierischen Figürchen, wählte. Die Saugröhren erhielten, ausserdem dass man sie wie seither mit Steinen, Perlen u. dergl. besetzte, namentlich am Mundstück und an den Henkeln eine noch zierlichere Durchbildung, indem man nun gemeinlich jenes in Rund oder in mehrflächiger Abkantung, die letzteren in Form von langgestreckten Thieren (Eidechsen) oder von leichtgebogenen Stäbchen immer kunstgemässer ausarbeitete. — Ingleichen waren es die Giessgefässe, die verschiedenen Kannen und Kännchen, die sich den baulichen Verzierungen nicht wohl fügten. Auch sie bildete man einstweilen noch vorwiegend in den dafür hergebrachten Gestaltungen, doch gleichfalls nicht ohne auch sie wenigstens im Einzelnen sowohl durch Vermannigfachung der Gliederungen, als auch zuweilen durch eine noch weitere phantastische Herausbildung der Henkel, Ausgüsse u. s. w. zunehmend zu bereichern (*Fig. 182 a—d*). Nächstdem aber liess man es auch bei ihnen mindestens nicht unversucht, auch jene Zierformen in Anwendung zu bringen. Man schmückte die Deckel zum Theil mit ganz ähnlichen Knäufen von Blätterwerk, wie

solche in der Baukunst als Bekrönung von Spitzen beliebt waren (*Fig. 182 d*), und gab den Füßen häufiger die Form von mehrfach rundlich ausgeschnittenen architektonisch gegliederten Rosetten.

Fig. 182.



Demgegenüber gewann diese Verzierungsform aber jetzt bei allen noch sonstigen Gefässen, die sich nur irgend dafür eigneten, auch die weiteste Ausdehnung. Und zählten dazu, nunmehr jedoch ganz besonders, nächst den Kelchen und den mancherlei Arten von Büchsen, die Rauchfässer, die Monstranzen und eine grosse Zahl von Reliquienbehältern. —

Die Kelche pflegte man im Ganzen noch schlanker zu behandeln, ihre schon zumeist halbeiförmig gebildete Kupe nach unten hin noch spitzer zusammenzuziehen. Sie selber belies man zunächst noch, wenigstens zum grösseren Theil, ohne erhobenen, bildnerischen Schmuck. Solcher blieb auch fernerhin wesentlich auf den Fuss beschränkt. Ohne die dafür bereits üblichen Formen gerade aufzugeben, gestaltete man denselben doch jetzt unterhalb (im Grundriss), anstatt kreisrund, durchgängiger, ähnlich wie die Füsse der Kannen, sehr verschieden rosettenförmig in dementsprechend mehrflächig aufsteigender Verjüngung; die Flächen stark nach innen geschweift und bis zu dem Mittelknauf hin nicht selten durch leichte Stabverzierungen oder, auch wohl in Verbindung damit, durch einzelne geometrische Figuren in baulicher Weise ausgestattet. Demgemäss wurde nun auch der Knauf und der obere Theil des Fusses verziert. Jenen bildete man zwar noch fast durchweg rund, kugel- oder linsenförmig, mit ringsumlaufenden mehr oder minder erhobenen kantigen Ausladungen, doch behandelte man ihn fortan immer seltener als einen

nur für sich bestehenden Zierrath, sondern suchte ihn mit dem Schaft überhaupt, verzierungsweise, zu einem Ganzen zu vermitteln. Man begann ihn theils gleichfalls mit Stäbchen- und Rosettenwerk nach Art baulicher Verzierungsweise zu schmücken, theils aber auch schon, in Folge dessen, so namentlich da wo er den Schaft berührte, völlig architektonisch zu gliedern. Den oberen Theil des Schaftes bildete man dann, gemeinlicher wiederum in Uebereinstimmung mit dem unteren Theil, zu dem eigentlichen Träger der Kupe aus, indem man nun auch ihn mit dieser künstlerisch noch enger verband. Daneben fuhr man fort die zugleich zu Prachtschaustücken bestimmten Kelche gelegentlich sehr reich zu emailiren, stellenweis mit Filigranarbeit und farbigen Steinen zu besetzen. —

Die mancherlei Büchsen und Kapseln liessen, vermöge ihrer Zweckform, hinsichtlich der verzierenden Ausstattung eine noch freiere Behandlung zu. Man stellte sie nach wie vor aus den verschiedensten Stoffen, aus Gold, Silber, Kupfer (vergoldet), Elfenbein und selbst aus mehr oder minder kostbarem Gestein her. Auch fertigte man sie ihrer Grundgestalt nach noch fortdauernd in vielfachem Wechsel bald kugelig, bald cylindrisch, bald vier- oder mehrflächig, je nachdem mit rundem, flachem oder thurmartig zugespitztem Deckel, theils mit kürzerem oder höherem Fuss, theils fusslos. Da, wo man sie mit einem höheren Fusse versah, wie dies jetzt namentlich bei den zur Bewahrung der geweihten Hostien bestimmten „Ciborien“ häufiger zu geschehen pflegte, bildete man diesen zumeist ganz ähnlich wie die Kelchfüsse. Nächstdem aber schmückte man nunmehr auch die Gefässe an sich, so insbesondere die cylindrischen und die mehrflächigen, in vorwiegendem Maasse architektonisch, indem man hauptsächlich die einzelnen Flächen zu spitzbogig abschliessendem flacherem oder tieferem Nischenwerk, zuweilen mit dazwischen geordneten Figürchen u. s. w. ausarbeitete. Selbst auch auf die Kugelform, die man vor allem für die Ciborien beibehielt, suchte man diese Art der Verzierung zu übertragen, was indessen hier, eben mit auf Grund der Form, zu einem mehr bloss willkürlichen Spiel mit einander sich vielfach durchschlingendem Stab- und Rosettenwerk führte. Im Uebrigen pflegte man alle diese Gefässchen noch unausgesetzt durch Emailmalerei und die noch sonst bekannten schmückenden Zuthaten auszustatten. —

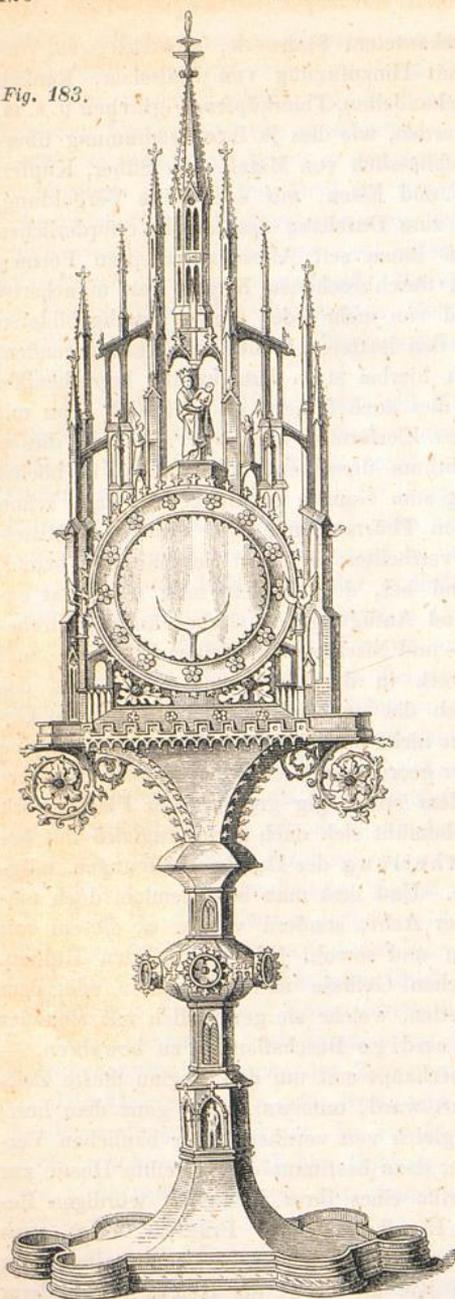
Die kleinen Weih- oder Sprengkessel, soweit man auch für sie die ihnen alteigenen Formen, die von Eimerchen mit quer darüber bogenförmig erhobenen beweglichen Henkeln, beibehielt, wurden denn gleichfalls nicht selten ringsum mit einem solchen nischenartigen Schmucke versehen. Gleichviel ob von Elfenbein oder Metall, gestaltete man sie ausserdem jetzt häufiger (anstatt cylindrisch) mehrflächig, und die Henkel (anstatt durchgängig in Form von langgestreckten Thieren) zu mehrtheilig

gegliedertem rundem oder abgekantetem Stabwerk, zuweilen, so vorwiegend an den Charnieren, mit Hinzufügung von Blättchen, Ranken oder auch, dem Zweck gemäss behandelten, Thierköpfen, Figürchen u. a. m.

Die Räuchergefässe wurden, wie dies ja ihre Bestimmung überhaupt bedingte, fortgesetzt ausschliesslich von Metall, von Silber, Kupfer, später auch wohl von Messing und Eisen, mit oder ohne Vergoldung, angefertigt, und stets mit den zum Durchzug des Rauchs erforderlichen Oeffnungen versehen. Von den ihnen seit Alters zuertheilten Formen von vielfach zu Schnörkelwerk durchbrochenen Kugeln mit mancherlei figürlicher Zuthat (*Fig. 26*) und von mehr oder minder durchgebildeten Bauwerken, gab man nunmehr den letzteren in bei weit überwiegendem Maasse den Vorzug. Wie man hierbei stets dem jeweilig herrschenden Baustyl gefolgt war, that man dies auch ferner, wodurch sich denn mit der zunehmenden Fülle baulicher Zierformen auch vor allem an diesen Gefässen ein ungeméiner Reichthum derselben, nicht selten in höchst künstlerischer Zusammenordnung zum Ganzen entfaltete. Die dafür schon zumeist beliebte Nachbildung von Thürmen und zwar von einem Mittelthurm mit darum regelmässig vertheilten kleineren Eckthürmen, behielt man wohl im Ganzen vorwiegend bei, doch bildete man dies jetzt zunehmend häufiger durch Ein- und Anfügung von Giebelwänden, Strebepfeilern, Spitzthürmchen, Fialen- und Nischenwerk, kleinen Figürchen, und von Rosetten- und Schnörkelwerk in durchbrochener Arbeit, auf das Mannigfachste weiter aus. Auch die nur einfach zu beschaffenden Gefässe der Art blieben nun davon nicht unberührt. Sei es dass man sie bloss zu erkerartig nebeneinander geordneten Giebelwänden oder zu mehrfach sich übereinander erhebendem spitzbogig gegliedertem Flächenwerk gestaltete, immerhin blieb man bemüht sich auch darin, zugleich mit besonderer Rücksicht auf die Vertheilung der Durchzugsöffnungen, möglichst künstlerisch zu bethätigen. Und liess man bei alledem doch niemals den Gebrauchszweck ausser Acht, sondern wusste es diesem mit grossem Geschick unterzuordnen und sowohl jeder der beiden Hälften, der unteren oder dem eigentlichen Gefässe und der oberen oder dem Deckel, als auch den Schwengketten, welche sie gewöhnlich mit einander verbanden, ihre einmal nothwendige Beschaffenheit zu bewahren. —

Die Monstranze, die überhaupt erst um den Beginn dieses Zeitraums, etwa um 1330, eingeführt ward, unterwarf man, ganz dem herrschenden Geschmacke gemäss, gleich von vornherein der baulichen Verzierungsform hauptsächlich. Sie, dazu bestimmt die geweihte Hostie zur Schau zu stellen, bedurfte hierfür eines ihrer Heiligkeit würdigen Behälters und, zur bequemeren Handhabung des Priesters, eines auch wiederum dementsprechenden, handlichen Fusses. Diesen gestaltete man nun durchgängiger ganz ähnlich wie die Füsse der Kelche und anderer

Fig. 183.



verschiedenen Beschaffenheit der geheiligten

Gefässe, dagegen man für das Behältniss aber und seinen Schmuck eine gleichsam neue Form erfand. Ganz dem Zwecke gemäss, die Hostie möglichst frei und doch in reichster Ausstattung zur Erscheinung zu bringen, wählte man für das Behältniss an sich zumeist nur ein einfaches walzen- oder linsenförmiges Gehäuse von Glas oder reinstem Krystall, für dessen Schmuck aber ein sich darum und darüber schlank erhebendes, durch Strebebögen miteinander verbundenes Pfeilerwerk nebst mancherlei Beiwerk von Blätter-, Ranken- und Stabverzierungen, als auch von kleinen zum Theil gänzlich frei gearbeiteten Figuren von Heiligen, Engeln u. a. m. (Fig. 183). Dies schloss denn freilich nicht aus, dass man sich daneben auch in noch anderweitigen Gestaltungen bewegte, doch blieb jene Form fortdauernd die beliebteste, und so auch selbst für die übrigen, dazu namentlich das Kreuz gehörte, hinsichtlich der Verzierungsweise vorzüglich maassgebend. Diese Gefässe insgesamt stellte man möglichst von Gold, oder doch mindestens von Silber in starker Vergoldung her, gerade sie noch besonders durch Email, Edelsteine u. dergl. aufs Reichste schmückend. —

Die Reliquiengefässe,

dafür zufolge der sehr ver-

Ueberreste bereits die mannig-

fachsten Gestaltungen ersonnen waren, bildete man nunmehr, unter dem Einflusse der jetzt vorwiegenden Geschmacksrichtung, zum Theil selbst in engerem Anschluss an jene, zu einem Formenreichtum aus, der sich jeder Einzelbeschreibung entzieht. Man verwendete dazu nach wie vor alle nur möglichen Stoffe, Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein, mehr oder minder kostbares Gestein, Krystall, Glas und wohl auch Holz, und zu ihrer besonderen Ausstattung jedes der auch sonst geübten künstlichen Verzierungsmitel. Dies Alles indessen betraf, ganz ähnlich wie bei den Monstranzen, wesentlich nur den Schmuck des eigentlichen Behälters, das man, namentlich wenn aus Glas oder Krystall, nicht selten an sich sogar ziemlich einfach, zuweilen eben nur in Gestalt einer völlig runden oder abgeplatteten Kugel oder auch, und zwar am häufigsten, eines Cylinders oder Bechers beschaffte. Nur noch zuweilen bildete man auch dies, und dann auch wohl ohne Verwendung baulicher Zierrathen, selbständiger aus, pflegte es aber doch mindestens durch künstlichere metallene Einfassungen u. s. w. dem herrschenden Geschmacke anzupassen. Zu den jetzt ausnahmefälligeren Formen gehörten die von Thieren, namentlich Vögeln (Tauben), dabei denn das Gefäss als Bauch erschien, und die von Kreuzen, wo jenes in Verbindung mit mehreren ihm ähnlich gestalteten Krystallen oder farbigen Steinen für den mittleren oder oberen (Schenkel-) Theil benutzt war. Diese Kreuze erhielten, ausser mancherlei ihre Theile verbindenden Fassungen, wohl auch einen Fuss, ganz in der Weise der Kelchfüsse u. a. behandelt. Ueblicher dagegen blieb es die Gefässe (mehrfächig oder walzenförmig) durch theilweise Umkleidung mit architektonisch gegliedertem und durchbrochenem Metallwerk völlig nach Art kleiner gegiebelter Truhen zu fertigen und durch Säulchen oder mehrere Figürchen, gewöhnlich von Priestern oder von Heiligen, als Trägern, zu unterstützen. Auch fuhr man fort, obschon gerade hierin in abnehmendem Maasse, die Behälter ausschliesslich, ohne sonstiges besonderes Beiwerk, theils zu Einzelfiguren, theils je nach den Ueberresten, für die sie bestimmt waren, zu Körpertheilen, als Köpfen, Händen, Füßen u. dergl. auszuarbeiten. Da wo es galt mehrere Reliquien zu vereinigen, geschah auch dies fernerhin gelegentlich auf einer reichverzierten, schüsselförmigen Scheibe oder auf einer vier- und mehr-eckigen Tafel, dabei man dieser und jener jetzt aber häufiger, zu senkrechter Aufstellung, entweder einen eigens reich verzierten Fuss oder, zu beiden Seiten je eine Figur, etwa einen stehenden oder knienden Engel, nebst zierlichem Standboden hinzufügte. In bei weit grösster Ausdehnung indessen bestrebte man sich nun die Gefässe durchgängiger in eigentlich baukünstlerischer Weise auszustatten. Die hauptsächlichste Grundform die man dafür, und zwar vorzugsweise bei Benutzung durchsichtiger, gläserner oder krystallner Behältnisse innehielt, war die

eines hochfüssigen bedeckelten Kelches, also dass jenes gleichsam die Kupe bildete. Diese gestaltete man gewöhnlich becherartig, hochcylindrisch oder mehrflächig, den Fuss zumeist ebenfalls wiederum ganz ähnlich den Kelchfüssen, den Deckel nun aber eben fast ohne Ausnahme völlig architektonisch. Bei einfacherer Behandlung beschränkte man sich darauf lediglich ihn zu einem oder zu mehreren miteinander verbundenen Spitzthürmchen, zuweilen mit dazwischen vertheilten Nischen, Figürchen u. s. w., zu erhöhen, und die äusserste Spitze mit der Figur eines Heiligen oder auch wohl mit einem Crucifixe zu bekronen. Nicht selten auch brachte man statt dessen, in mannigfach wechselnder Durchbildung, ein sich frei und schlank erhebendes mehrfach durchbrochenes Fialenwerk nebst sonstigem verzierendem Beiwerk in Anwendung. Nächstdem aber, in Absicht reicherer Ausstattung, dehnte man diesen Schmuck dann auch über das eigentliche Gefäss hinweg bis zu dessen Fuss hin aus, dergestalt dass dies davon gleichartig entweder nur auf zwei einander entgegengesetzten Seiten oder theilweis ringsum begrenzt ward, mithin das Ganze gelegentlich geradezu einer Monstranze glich (vergl. *Fig. 183*). Dabei erging man sich hinsichtlich sowohl der Gesamtanordnung, als auch der Herstellung und Vertheilung des Einzelnen, vor allem in Deutschland in stets neuen Erfindungen, ohne doch irgendwie je die Grenze des in sich abgeschlossenen Kunstgemässen willkürlich zu überschreiten. Noch andere Formen, darin man sich mit dem gleichen Geschick bewegte, die man jedoch zum grössten Theil ausschliesslich von Metall unter Mitverwendung der eben dafür geeigneten Verzierungs mittel verfertigte, waren die von einzelnen, meist reichstgegliederten runden oder mehrseitigen Thürmen, von unterschiedlich hohen, bald breiteren, bald schmäleren, spitzbogig oder dreieckig abschliessenden Nischen mit und ohne Einsatzfigürchen, und, ausser von noch sonstigen mitunter höchst eigenthümlichen baulichen Sondergestaltungen, als freien durch Strebebögen u. s. w. verbundenen Säulen- und Pfeilerstellungen, die von vollständigen kirchlichen Gebäuden, zuweilen selbst von reichster Durchführung. Dazu pflegte man die thurm- und nischenartigen Gebilde gemeinlich nun, ähnlich wie die Kelche u. a., je mit einem höheren Fuss, die übrigen Gebilde hingegen je mit einer nur mässig erhobenen flachen Tragplatte zu versehen, und solches ebenfalls, dem Ganzen entsprechend, schmuckvoll zu behandeln. Ueberhaupt aber gestaltete man die Behälter auch noch insbesondere, wie schon seither, zu grösseren und kleineren Truhen oder Umschlussärgen in mannigfachster Ausstattung, doch nun auch hierbei vorwiegend unter Verwerthung der eben herrschenden baulichen Zierformen, wie namentlich, zur Gliederung der Flächen, der Strebepfeiler und der von Säulen eingefassten spitzbogigen Nischen, der Fialen und des Laub- oder Rosettenwerks. Da die Erhebung und Einsargung von

ganzen heiligen Leichnamen schon seit länger aufgehört hatte, erhielten diese Behälter auch nur noch selten grössere Ausdehnung. —

Die sogenannten „Taufsteine“ schliesslich, die man im Uebrigen nach wie vor auch in Bronzeguss beschaffte, wurden auch ihrer Grundform nach fortdauernd als grosse Kelche behandelt, zuweilen mit einem Deckel versehen, und nicht selten vollständig, zugleich mit Einschluss des letzteren, einestheils durchaus architektonisch, anderntheils, gemeinlich im engsten Zusammenhange damit, durch figurliche Darstellungen von einzelnen Heiligen oder von ganzen Begebenheiten aus der heiligen Geschichte, der Taufe Christi u. s. w., aufs Verschiedenste ausgestattet.

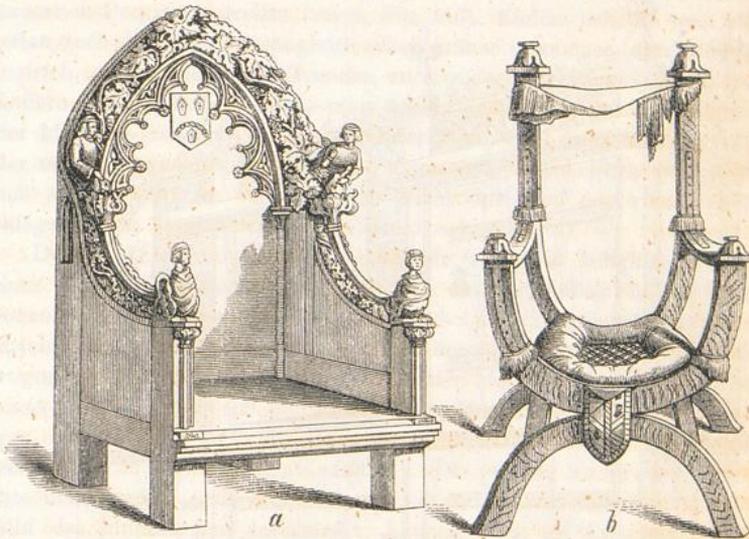
In Herstellung der noch ferneren kirchlichen Geräthe, davon aus dem vierzehnten Jahrhundert ausser bildlichen Darstellungen freilich nur äusserst Weniges erhalten ist, suchte man der gerade dafür bereits besonders beanspruchten baulichen Verzierungsform, unter beständigem Anschluss an ihre Fortgestaltung, eine auch noch weitergreifende Bedeutung zu geben. In Folge dessen gewannen vornämlich die Altäre entweder an sich oder in ihren Verkleidungen durch Metallplatten, sofern man diese überhaupt noch beliebte, und die Kanzeln, als eben mit dem Gesamtbau unmittelbarer verbunden, zunehmend häufiger das Gepräge von wirklichen kleinen Bauwerken, selbst von reichster Detailbehandlung. Die eigentlichen (oblongen oder würfelförmigen) „Altar-Tische“ allerdings, da es noch immer gebräuchlicher wurde sie zum grossen Theile oder auch wohl gänzlich mit mehr oder minder kostbaren Decken zu umhüllen, konnten in solchen Fällen des eigenen Schmuckes entbehren, und beschränkte man sich somit auch zumeist darauf, sie längs ihren Kanten zu Pfeilern oder Säulen, und höchstens auch auf der vorderen Fläche zu einem nur einfachen Maasswerk auszuarbeiten. Dahingegen bestrebte man sich nun um so eifriger, sie noch durch mancherlei reichverzierendes Beiwerk auszustatten, dahin denn vor allem, zur Aufstellung hinter und über ihnen bestimmt, jene vorerwähnten in Holz geschnitzten, bemalten und vergoldeten, oft umfangreichen „Altäre“ gehörten (S. 411). —

Bei den unterschiedlichen Sitzen, den Bischofsstühlen, Predigtstühlen, Chorstühlen, Bänken u. dergl., waren und blieben es hauptsächlich die Lehnen, und bei den Singe- oder Lesepulten vorwiegend die Untergestelle, was eine derartig schmuckvolle Behandlung erfuhr. Die Seiten- und Rückenlehnen gestaltete man vorerst noch zumeist geradlinig, seltener gebogen, und gab ihnen demnach durchgängiger, zuweilen auch schon in fortlaufendem Zusammenhange mit den Füßen, die Form von mehrfach gegliederten Pfeilern oder Säulen mit darauf ruhenden Karnissen und dazwischen geordnetem erhobenem oder durchbrochenem „Maasswerk“, gemeinlich aus dem sogenannten „Dreiblatt“ und „Vierblatt“ bestehend. Mitunter fügte man dem noch eigens, so

namentlich längs den Ecken, eine Verzierung von Rankenwerk, von Schnörkeln und selbst auch von kleinen rundgearbeiteten menschlichen Figuren von mannigfacher, oft seltsam phantastischer Durchbildung hinzu. Die Seitenlehnen fertigte man, wie auch schon seither, stets niedriger als die Rückenlehnen. Nächstdem aber ward es nun noch üblicher, die letzteren beträchtlich zu erhöhen und sie, so insbesondere an Bischofssitzen und Chorstühlen, wo man dies zumeist steigerte, mit einem sich frei nach vornhin erstreckenden baldachinartigen Dach zu versehen; dies Alles gleichfalls baulich verziert. Stellte man die Stühle unterhalb, wie dies schon seit Alters gebräuchlich war, anstatt mit eigentlichen Füßen, ringsherum völlig geschlossen her, erhielten auch die so entstehenden Seiten einen dementsprechenden Schmuck. Im Uebrigen beschaffte man sie überhaupt noch fortdauernd nicht nur von Holz, sondern auch von Stein und Metall, und schmückte sie überdies, je nach dem, noch besonders durch Malerei, Vergoldung und (vorwiegend in Italien) durch eingelegte Flacharbeit (S. 410). Daneben fertigte man allerdings auch noch immer einfachere Stühle, häufig sogar mit nur sehr geringer oder ohne jedwede Verwerthung von architektonischen Zierformen, zum Theil, im Anschlusse an die eigenthümliche Gestaltung der uraltherkömmlichen „Klappstühle“, mit durchweg gebogenen Lehnen und Füßen. Von derartigen einfacheren Stühlen — ob aber zum kirchlichen Gebrauch bestimmt? — haben sich einige wenige, wenn auch wohl nicht gänzlich frei von späterer Umbildung, erhalten, die etwa noch aus dem Schlusse dieses Zeitraums oder doch spätestens aus dem Anfange des nächstfolgenden herühren dürften (*Fig. 184 a. b*). Noch sonst aber blieb man auch dabei die Sitze insgesamt mit Decken und Kissen zu belegen, sie gelegentlich, wie die Bischofsstühle u. A., durch einen ein- oder mehrstufigen Unterboden zu erhöhen und ihnen Fussbänkchen beizuordnen; diese ebenfalls sehr unterschiedlich durch Schnitzerei u. dergl. geschmückt. — Die Untergestelle der Singe- oder Lesepulte behandelte man fortdauernd vorherrschend als pfeilerartige Stützen mit mehr oder minder breitausladendem Untersatz oder Sockel. So stellte man sie theils nur mehrseitig mit einzelnen Gliederungen übereinander, theils als einen solchen Mittelpfeiler mit darum regelmässig vertheilten strebepfeilerförmigen Ausladungen, diese zuweilen selbst ziemlich breit und von mancherlei Maasswerk durchbrochen, theils aber auch als einfache und als mehrfach gedoppelte Säule her; Alles dies mit dem Fuss und der Platte thunlichst zu einem Ganzen verbunden. Die Platte wurde fast ohne Ausnahme zum Herumdrehen eingerichtet. Ihr selber gab man in einzelnen Fällen, wenn man sie von Bronze fertigte, auch nach bereits überkommenem Brauch, die Gestalt eines Adlers mit halbausgebreiteten Flügeln, der auf einer Kugel fusst; nun jedoch immer allgemeiner die von nur

einer schrägen Tafel oder von zweien gegeneinander giebelförmig gestellten Tafeln nebst verzierten Tragewänden. Mitunter vermehrte man diese Tafeln im Rund dergestalt, dass sie insgesamt einem dementsprechend vielseitigen abgeplatteten Thürmchen glichen. Allmählig indessen

Fig. 184.

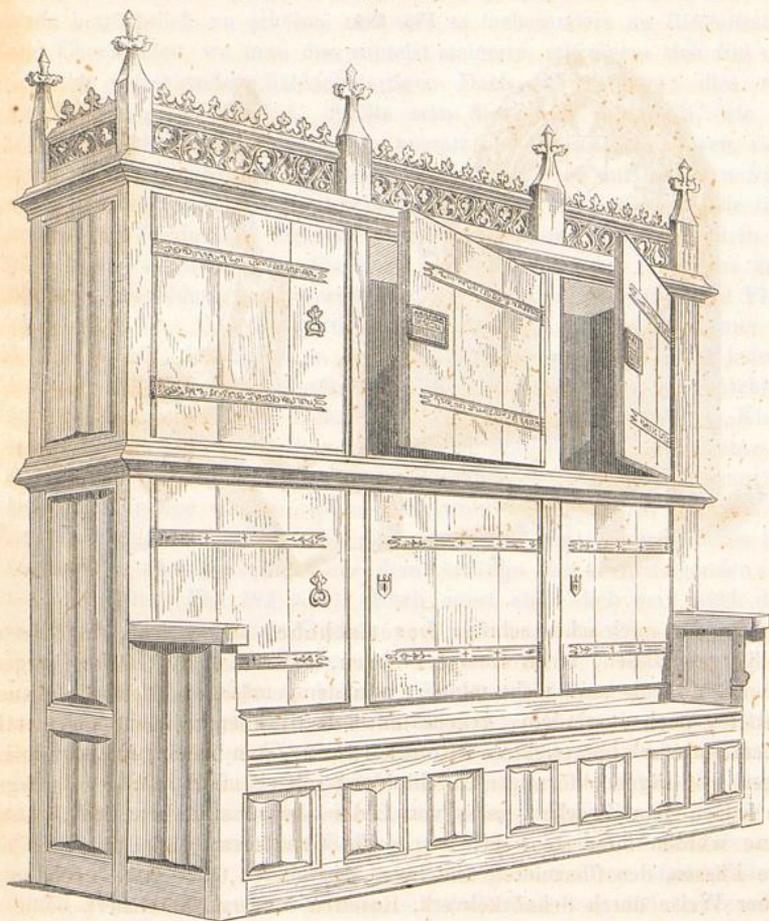


kamen jetzt auch schon schräge Lesetischchen auf, welche, ringsherum völlig geschlossen, einen Kasten bildeten, darin man die Bücher bergen konnte, und die man nicht minder, nun demgemäss, architektonisch ausstattete; noch ausserdem, gegensätzlich dazu, überaus leicht aus metal-
lenem Stabwerk hergerichtete Bücherständer (zum beliebigen Zusammen-
legen) von sägebockförmiger Durchbildung mit ebenfalls schräger Auflage,
sie jedoch dem Zwecke gemäss von Leder oder sonst derbem Stoff. Auch
diese wurden mindestens da, wo es die Grundform begünstigte, so an
den Füßen, den Charnieren und längs den oberen Querleisten nach bau-
licher Weise durch Schnörkelwerk, Rosetten u. dergl. bereichert. —

Für die Schränke und eigentlichen Truhen oder Laden insbe-
sondere, die zur Verwahrung der heiligen Gefässe, der Paramente und
sonstiger Kostbarkeiten dienten, behielt man, wie es scheint, die dafür
bereits üblichen einfacheren Formen wesentlich noch bis gegen den Schluss
dieses Zeitraums, und vereinzelt, mit nur geringen Veränderungen, auch
selbst noch bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert bei (vergl. Fig. 185). Was
zuvörderst die Schränke anbetrifft, so fuhr man fort sie im All-

gemeinen als mehr oder minder umfangreiche, ringsumwandete Repositorien mit mehreren neben- und untereinander vertheilten breiten Thüren, mit (kurzen) Füßen oder gänzlich fusslos zu beschaffen, sie vorderseits theils

Fig. 185.



bunt zu bemalen und hierfür mit Pergament zu verkleiden, theils auch (ohne weiteren Schmuck) nur durch Verzierung der eisernen Bänder, welche die Thüren festigten, und höchstens noch oberwärts ringsum durch ein gewöhnlich in Weise des Maasswerks behandeltes Gesims anzustatten. Erst als die alterthümliche, rohere Art der Zusammenfügung, wie eben zu Ende des Jahrhunderts, durch ein künstlicheres Verfahren verdrängt

wurde (S. 412), begann man, zunächst jedoch auch nur noch schüchtern, das Ornament weiter auszudehnen. Von nun an schritt man allmählig dazu die senk- und wagerechten Zwischenleisten, als auch die einzelnen Füllungen, in erhobener Arbeit zu verzieren; jene gemeiniglich architektonisch, diese hingegen fast durchgängig, gewissermassen im Anklänge an ihre sonst übliche Verkleidung, in Gestalt von mehrfachig zusammengezogenen Pergamentstreifen (vergl. *Fig. 185*). Zudem beliebte man einsteilen noch dies Alles, wenngleich schon immer sparsamer, durch farbigen Anstrich, so namentlich des Grundes, zu vermannigfachen. — Den Truhen (Koffern oder Laden) bewahrte man durchgängig die Form einer grösseren oder kleineren länglich viereckigen Deckelkiste (mit flachem, halbrundem oder mehrflächigem Deckel) nebst Füßen oder ohne Füße, doch nun auch sie in weiterem Verlauf, falls nicht durchaus mit verzierten Beschlägen, ganz ähnlich wie die Schränke schmückend. —

Das Beleuchtungsgeräth wurde ebenfalls lediglich innerhalb seiner einmal bestehenden Formen von unterschiedlich - umfangreichen kronenartigen Hängeleuchtern, von Stand- und Trageleuchtern nur im Einzelnen noch wechselvoller und reicher durchgebildet. Wie dessen Verfertigung überhaupt vorwiegend Sache der Metallarbeiter, der Bronze- und Eisenschmiede, seltner der Goldarbeiter, war und blieb, brachten diese nun die auch in ihrem Bereiche auftauchenden neuen Verfahrensweisen dafür in Anwendung (S. 413 ff.). Die grossen Kronenleuchter hatte man vordem, zuweilen mit besonderer symbolischer Beziehung als „Bild des himmlischen Jerusalem“, hauptsächlich als kreisrunde Reifen mit darum regelmässig vertheilten halbrund (flügelartig) ausladenden Lichterbehältern zumeist in kunstvoll durchbrochener Arbeit mit Einfügung von rundgearbeiteten Figürchen u. dergl. behandelt. Von einem derartigen Bezuge nahm man allmählig Abstand, und sich so mehr und mehr jedes Zwanges entschlagend, schritt man jetzt dazu sie bei weitem häufiger aus mehreren, gewöhnlich sechs oder acht Aermen sternförmig anzuordnen, indem man diese kreuzweis miteinander verband, und nur noch dementsprechend ringsum, durch Zwischenglieder, festigte. Gleichmässig damit begann man sich auch in der verzierenden Ausstattung um so freier zu bewegen. Mit fortdauerndem Beibehalt der durchbrochenen Arbeit suchte man nun, zugleich unter Beimischung von selbständig geschmiedeten Zierrathen, jede nur irgend dafür geeignete Zierform, wie denn namentlich das verschiedenste Maass-, Blätter- und Rankenwerk, als auch das rein bauliche Stab- und Fialenwerk, zu verwerthen; auch liess man es fernerhin nicht an mancherlei figürlicher Zuthat in Nachbildung von Menschen und Thieren fehlen, wie man denn nicht minder fortfuhr das Ganze oder einzelne Theile, vorzüglich wenn es von Eisen war, zu bemalen und zu vergolden. Als wahrscheinlich ist anzunehmen, dass man

einzelne derartige Kronen auch schon gelegentlich von Holz fertigte und sie, etwa nur durch Metallwerk verstärkend, verschiedentlich reich auschnittzte. Für die Stand- und Trageleuchter blieben als Grundformen, da auch ihnen zumeist angemessen, die von säulen- und pfeilerartigen Ständern vorherrschend in Geltung. Nächst dem indessen, dass man sie in dieser Eigenschaft nunmehr gleichfalls nach Maassgabe der jetzt dafür gebotenen baulichen Vorbilder zunehmend künstlicher ausbildete, übertrug sich dies, im Zusammenhange damit, auch auf den eigentlichen Fuss und die Oberplatte, so dass sie mitunter sogar durchgängig das Gepräge eines derartig selbständig entwickelten Bautheils gewannen. Versah man die eigentlichen Standleuchter mit einzelnen Armen, deren Zahl man jedoch nur noch selten in symbolischer Rücksicht auf sieben ausdehnte, so setzte man auch diese mit dem Träger nun durch dementsprechende Zwischenglieder in eine engere architektonische Verbindung. So auch pflegte man fortan diejenigen Standleuchter, die, bestimmt vor dem Altar oder vor Heiligenbildern u. s. w. aufgestellt zu werden, aus einem langen unterstützten Gestelle mit darauf nebeneinander gereihten Lichterhaltern bestanden, unterhalb durch Verwendung von gedoppelten Säulen, Pfeilern u. dergl. durchweg baukünstlerischer zu beschaffen. Abgesehen von diesen Gestalten, die zuweilen auch lediglich aus dünnem metallnem Stabwerk gefertigt wurden, unterschieden sich die Hand- oder Trageleuchter von den Standleuchtern somit nach wie vor wesentlich nur durch geringere Höhe, die mehrentheils kaum einen halben Fuss, ja gelegentlich noch weniger betrug. Noch ausserdem bemühte man sich nun diese Verzierungsweise auch auf die einzelnen Hängelampen, die Wandleuchter und die Laternen in noch weiterem auszudehnen, dabei man den letzteren zumeist die Gestalt von mehrflächigen, völlig architektonisch durchgebildeten Gehäusen gab. Wie sehr aber auch ein solches Bestreben zunahm, schloss es doch ebensowenig aus, dass man sich nicht auch in noch mancherlei anderweitigen Formen fortversuchte. Immerhin blieb es neben dem Allen üblich die Einzelständer oder Träger, so namentlich die der Trageleuchter, auch zu vielfach durchbrochenem Flächenwerk, jetzt zum Theil mit frei ausladenden Schnörkelzierrathen, und selbst auch wohl zu ganzen thierischen oder menschlichen Figuren, einerseits zu Drachen und sonstigen Ungethümen, andererseits zu Heiligen, Engeln u. s. w., nicht selten mit pflanzlichen Ornamenten verbunden, möglichst künstlerisch zu gestalten. —

Die zur Erwärmung einzelner Räume, der Sakristeien u. a., erforderlichen Geräthe, obschon lediglich diesem Bedürfnisse gewidmet, wurden von dem herrschenden Geschmacke nicht minder berührt. Ihr Zweck bedingte die Herstellung von Metall. Ihre seit Alters gebräuchlichen Formen waren die von unterschiedlich umfangreichen vierseitigen

Rollwägen und hochfüssigen, fischähnlichen Gestellen mit viereckigem Feuerbehälter, leichter Beweglichkeit wegen ebenfalls mit Rädern versehen. Diese Formen behielt man bei, jedoch mit zunehmendem Vorzug der letzteren. Die ersteren pflegte man, so lange man sie überhaupt noch anwandte, wie schon seither, vorzugsweise vollständig aus mannigfach gestalteten, zu Arabesken verbundenem Stabwerk (in durchbrochener Arbeit) herzustellen, die letzteren dagegen nunmehr hauptsächlich, als auch besonders geeignet dazu, rein baulich zu gliedern und zu verzieren. —

Schliesslich waren es auch noch die mancherlei Kleingeräthe, die Altarkreuze, Vortragekreuze, die sogenannten Reisealtärchen, die „Friedensküsse“ oder „paces“, die goldenen (Votiv-) Kronen, Büchereinbände u. s. w., die zum grossen Theile selbst den höchsten Reichthum beanspruchten, daran sich die Verzierungskunst fortschrittsmässig bethätigte. —

Hinsichtlich des ausserkirchlichen Geräths dieses Zeitraums lässt sich nach Maassgabe der darüber ausschliesslich vorhandenen bildlichen Darstellungen und Beschreibungen, zugleich mit auf Grund des natürlichen Zusammenhanges der Dinge an sich, nur voraussetzen, dass es sich damit in Anbetracht seiner verzierenden Ausstattungsweise im Grunde genommen ganz ähnlich verhielt, wie mit den Kirchengeräthen. Doch fand bei ihm auch wohl noch insofern eine weitere und zum Theil selbst davon abweichende Gestaltung statt, als es nicht nur ausserhalb jedes etwa bindenden (religiösen) Bezuges stand, vielmehr auch zufolge der Vielseitigkeit der weltlichen Lebensbedürfnisse mancherlei Gegenstände mitumfasste, welche der kirchliche Dienst ausschloss, und überdies ja die Steigerung eben jener Bedürfnisse für das weltliche Geräth überhaupt eine demgemäss weitergreifende Verschiedenartigkeit begünstigte. Und solches betraf denn zuverlässig ebensowohl die eigentlichen „Möbel,“ sei es auch nur im Einzelnen, als auch die „Gefässe“ im weiteren Sinne.

Unter den Gefässen und den noch sonstigen mit zur Schau bestimmten Geschirren begannen die aus edelem Metall eine Hauptrolle zu spielen. Die Vorliebe dafür nahm zu, und der Aufwand damit, der noch bis um den Schluss des dreizehnten Jahrhunderts fast lediglich auf die höchstbegüterten, herrschenden Stände beschränkt geblieben war, ergriff allmählig auch den minder begüterten Adel und den reicheren Bürgerstand. In Frankreich war dies vor allem der Fall.¹ Hier hatte der Gebrauch von derartigen kostbaren Geschirren auch schon seither einen weiteren Umfang gewonnen, so dass es bereits *Philipp IV., der Schöne* (1285—1314) mehrfach versuchte, dem Einhalt zu thun. Anknüpfend

¹ Vergl. für das Folgende bes. J. Labarte. *Histoire des arts industriels au moyen-âge etc.* Tom. II. pag. 320 ff.; dazu für das Einzelne M. De Laborde. *Notice des émaux etc. dans musée du Louvre.* II. (Glossaire).

an das Gesetz seines Vorgängers, *Philipp III., des Kühnen*, die Fälschung des Metalls betreffend (S. 407), verordnete er um 1294, dass Niemand, welcher nicht wenigstens sechstausend *livres tournois* Rente nachweisen könne, goldene und silberne Gefässe besitzen dürfe, und Jeder, der minder vermögend sei und dennoch solche Gefässe habe, sie auf die königliche Münze bringen solle. Da dies wohl nur wenig fruchtete, erliess er um 1310 eine verschärfte Verordnung, darin er den Goldschmieden streng verbot, solche Gefässe zu fertigen. Auch demungeachtet blieb es beim Alten. Und während sich hiernach, in Folge dessen, *Karl IV.* (1322—1328) darauf beschränkte nur Gefässe zu verbieten, die über eine Mark kosteten, sah sich gleich darauf *Philipp VI. von Valois* (1328—1350) zu einer Erneuerung des Gesetzes vom Jahre 1310, und sodann wiederum dessen Nachfolger *Johann* um 1356 zu einer abermaligen Beschränkung desselben im Sinne Karls IV. veranlasst. Ueberhaupt verhielt es sich mit diesen und auch allen derartigen Aufwandgesetzen nicht anders, als wie mit den Kleiderordnungen; man erliess sie in bester Absicht, konnte sie aber nicht überwachen und vermochte ihnen somit auch keine nachhaltige Wirkung zu sichern. Was durch die Gesetze nicht erreicht wurde, führten inzwischen gelegentlich äussere Umstände herbei. Der hartnäckige Krieg mit England (seit 1336) und der hereinbrechende „schwarze Tod“ mit den so tiefeinschneidenden Folgen setzten allmählig gerade dieser Neigung, bei ihrer ausnehmenden Kostspieligkeit, eine sehr bedingte Schranke. Doch eben auch dies nur vorübergehend. Kaum dass sich diese Wirrnisse einigermaßen lichteteten, machte auch sie sich wiederum geltend und blieb nichtsdestoweniger, dann etwa seit 1369 auch noch unter Einfluss des reichen Burgunds, unausgesetzt im Steigen begriffen. Gleich *Karl V.* (1364—1380) gab derselben durch seine eigene Prachtliebe einen erneuten kräftigen Aufschwung. Indem er, begünstigt durch die Siege, die er über England erfocht, die Lage seines eigenen Reichs mit weiser Umsicht verbesserte, bestrebte er sich, zugleich als eifriger Beförderer der Wissenschaften und Künste, auch seinem äusseren Hofwesen den erdenklichen Glanz zu verleihen. Die Schlösser, die er erbauen liess, und welche er abwechselnd bewohnte, stattete er aufs Reichste aus und versah sie, je besonders, ausser mit den prunkvollsten Möbeln, mit dem mannigfaltigsten, kostbarsten Gold- und Silbergeräth. Selbst das alltägliche Tafelgeräth für ihn und die königlichen Prinzen bestand ausschliesslich in solchem Geschirr, das noch überdies kunstvoll getrieben, bunt emaillirt und mit Edelsteinen reich verziert war. In jedem Schlosse befand sich eine eigene umfangreiche Silberkammer, in welcher alle derartigen Gefässe längs den Wänden neben- und übereinander gereiht standen. Seine Hinterlassenschaft, die dann freilich auch wiederum zum Theil durch die ferneren Kriegsunfälle

allmählig bedeutend vermindert würde, schätzte man auf nicht weniger denn neunzehn Millionen. — Ganz dementsprechend verhielt es sich mit den mancherlei Ehrengeschenken, die einzelne Städte ihren Fürsten bei festlichen Vorkommnissen darbrachten. So überreichte die Stadt Paris dem Könige *Johann*, als er daselbst, von England zurückkehrend, seinen Einzug hielt, eine Anzahl von Silbergefässen im Werthe von eintausend Mark; ebenso beschenkte sie, bei ähnlicher Veranlassung, *Karl IV.* und *Karl V.* Und als die Königin *Isabelle von Baiern* um 1389 dort einzog, verehrte sie dieser, ausser zahlreich anderweitigen Gegenständen, ein goldenes „*nef*“, zwei grosse goldene „*flacons*“, sechs goldene „*trem-poirs*“, zwei goldene „*drageoirs*“, zwei goldene *Salsfässchen*, sechs goldene „*pots*“, zwölf silberne *Lampen*, zwei Dutzend silberne *Schalen*, zehn grosse silberne „*plats*“, zwei silberne „*bassins*“ u. A. m. Wie hier, verfuhr man auch anderwärts, und wenn auch nicht überall gerade in dem gleich ausgedehnten Maasse, galten derartige Geschenke doch ganz allgemein als eine gewohnheitsrechtliche, unerlässliche Forderung. Dasselbe erstreckte sich zunehmend auch auf weitere Kreise. Nicht allein dass es immer üblicher wurde hochgestellte oder verdienstvolle Personen überhaupt durch solche Geschenke, als Zeichen der Hochachtung, zu ehren, setzte sich allmählig auch der Gebrauch fest, dergleichen bei verschiedenen privatlichen Veranlassungen, als Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen u. s. f. darzubringen. Selbst bedeutende Schuldforderungen pflegte man in einzelnen Fällen, anstatt mit ausgeprägter Münze, mit Geschirren von edlem Metall zu bezahlen. So unter anderem das reiche Augsburg im Jahre 1374, indem es die Schatzung, welche ihm Kaiser *Karl IV.* auferlegt hatte, durch eine Anzahl kostbarer Gefässe, im Werthe von achtzehntausend Gulden, ausglich. Im Ganzen war bis gegen den Schluss dieses Zeitraums die Verwendung von derartigen Geräthen bereits so allgemein geworden, dass man sogar in den Wirthshäusern von nur einiger Wohlhabenheit mindestens silberne Becher besass.

Die Trink- und Speisegeschirre, wie überhaupt Alles was zum eigentlichen Tafelgeräth gehörte, erfuhr vorzugsweise eine möglichst reiche und kunstvolle Behandlung. In Frankreich war dasselbe, ganz dem hier vorherrschenden Aufwande gemäss, zufolge der daselbst für das Einzelne üblichen Bezeichnungen, besonders mannigfaltig. Hier zählten dazu die sogenannten „*nefs*“, die „*fontaines*“, die „*saliers*“ und die „*trep-pieds*“, welche sämtlich zugleich umfangreiche Schau- und Prachtstücke bildeten; sodann, als zum Auftrag der Speisen bestimmt, die „*plats*“ und die „*écuelles*“; ferner, zur Aufstellung von Getränken, die „*aigüères*“, die „*justes*“, die „*ydres*“, die „*pots*“ und die „*flacons*“; nächst dem, als Flüssigkeitsmaasse, die „*pints*“, die „*quartes*“, und die „*chopins*“; dazu, als Trinkgefässe, die „*hanaps*“, die „*coups*“, die „*gobelets*“ und die „*tasses*“;

und endlich *Löffel, Messer und Gabeln*. In Deutschland entsprachen davon etwa die zuerst genannten Schaustücke den „*Schiffchen*“ oder „*Nachen*“, den „*Bronnen*“, den „*Salzfüssern*“ und den „*Dreifüssen*“; die Auftragegeräthe den „*Platten, Schüsseln*“ und „*Schalen*“; die Behälter für Getränke den „*Kannen, Flaschen*“ u. s. w.; und, abgesehen von den Flüssigkeitsmaassen, die mancherlei eigene Bezeichnungen erhielten, die verschiedenen Trinkgefässe den „*Humpen, Kelchen, Bechern*“ und „*Tassen*“. In jeder Gattung dieser Geräthe suchte man nun, soweit es ihr Gebrauchszweck irgend zuließ, unter Mitverwendung jeglicher dazu geeigneten Verzierungs mittel, den grössten Formenreichthum zu entfalten, wie dies wenigstens aus den Beschreibungen in Inventarverzeichnissen erhellt.

Die „*nefs*“ (Schiffe, Nachen) waren verschliessbare Tafelbestecke von zumeist beträchtlicher Ausdehnung. Sie enthielten die Gewürze, Weine, Trinkgefässe, Löffel u. s. w., und wurden auf der Tafel gewöhnlich dem Hausherrn gegenübergestellt. Man gab ihnen die Gestalt von länglich viereckten Truhen oder Laden, mitunter auch die von Baulichkeiten, von Thürmen und selbst von ganzen wohlbefestigten Burgen; bei weitem am häufigsten jedoch die von wirklichen Schiffen mit allem Zubehör, darauf denn auch eben ihre allgemeine Bezeichnung (ohne Rücksicht auf die Form) beruhte. In dem letzteren Falle fertigte man das Schiff nebst den Masten, Raen u. s. f. nicht selten von Gold oder von Silber vergoldet, die Segel von Seide und das Wasser von reinem Silber. Noch sonst aber brachte man bei diesen Geräthen an sich, zuweilen in wunderlichster Zusammenstellung, Figuren von Menschen und Thieren und vielfach anderweitiges verzierendes Beiwerk an, dazu man sie gelegentlich auch noch besonders reich mit Emailmalerei, mit Perlen und Edelsteinen schmückte. Kleinere Gefässe der Art, deren man sich zur Aufstellung von einzelnen Gewürzen u. A. bediente, und welche man zum Theil auch aus Krystall herstellte und nur mit einer kostbaren Umfassung von Metallwerk versah, hiessen gemeinlich „*navettes*“ oder „*Schiffchen*“. —

Die „*fontaines*“ oder „*Bronnen*“ bildeten grosse Weinbehälter vorherrschend in Form von reich gegliederten Bauwerken, unterwärts, zum Auslassen der Flüssigkeit, je mit einem oder mit mehreren Hähnen. Sie zählten mit zu den Lieblingsgegenständen, daher man sich deren künstliche Beschaffung vor allem angelegen sein liess. Mehrentheils wurden ihnen gleich unterschiedliche Trinkgefässe und Flüssigkeitsmaasse beigeordnet, in welchem Falle man sich denn noch eigens bestrehte, beides ebenso zweckmässig als künstlerisch zu vereinigen. Erwähnt werden unter anderen um das Jahr 1353 „eine grosse Fontaine in Gestalt einer Burg mit (darum) baulich vertheiltem Pfeilerwerk, umgeben von bewaffneten Kriegerern, nebst *hanap* und einer *quarte*, übersät mit Email“,

und „eine Fontaine von Krystall, zu drei *brides*, mit dem *gobellet* von Krystall, als Deckel darüber“; letztere somit höchst wahrscheinlich von nur geringem Umfange. —

Die „*saliers*“ (Salzfässer) spielten eine Hauptrolle. Man besass deren durchgängig in grösserer Anzahl, und einzelne reichst begüterte Herren hatten wohl ihrer zwanzig bis dreissig. Obschon sie zur Aufstellung nur des einen Gewürzes dienten, das allerdings in bedeutender Menge verbraucht wurde, beschaffte man auch sie zuweilen von verhältnissmässig beträchtlichem Umfange. Unter den sehr verschiedenen Formen, welche man ihnen gab, war gleichfalls die eines kostbar verzierten Schiffes nebst mancherlei künstlichem Beiwerk vorzüglich beliebt. So befand sich im Besitz Karl V. (um 1380) „ein *salière* von Gold nach Art eines *nef*, an beiden Enden mit zwei Delphinen und innerhalb zwei Affen, welche zwei Rudär halten, ringsherum besetzt mit acht Rubinen, acht Saphiren und achtundzwanzig Perlen; längs dem Mast, welcher von Gold ist, mit vier Schnüren von kleinen Perlen nebst durchbohrten zwei Rubinen, zwei Saphiren und einer grossen Perle; oberhalb des Mastes mit einem Affen an goldener Halskette, und am Fussgestell mit acht Rubinen, sechs Saphiren und vierundzwanzig Perlen geschmückt.“ Noch andere, häufiger angewandte Formen waren die von kurzfüssigen, bedeckelten Kelchen, von Muscheln, Schalen u. dergl.; die Schalen zuweilen von Krystall und zumeist in Verbindung mit Figuren, namentlich von Thieren, indem man diese theils als Träger des Gefässes, theils aber auch als einen selbständigen Schmuck behandelte. Sehr beliebt darunter waren Schlangen entweder im Kampfe mit irgend einem seltsam gedachten Vogel oder zu mehreren dergestalt angeordnet, dass sie das Ganze vielfach umwanden und mit ihren Köpfen über den Rand hinweg bogen, gleichsam als wollten sie von dem Salze naschen. Seltner bildete man das eigentliche Gestell als eine erhobene Platte mit darauf vertheilten völlig frei und rund gearbeiteten Darstellungen, wie etwa von Kriegerern, spielenden Musikanten u. s. w. Beschrieben wird (um 1363) „ein *salière* von Krystall und Gold in Gestalt eines bedeckten Kelches, nebst drei Damen, welche es halten.“ —

Die „*trépiés*“ oder „*trépiés*“ (Dreifüsse) dienten einerseits zur Unterstützung einzelner grösserer Geschirre, so insbesondere der Platten und Schüsseln, andererseits aber auch lediglich als Pracht- und Schaustücke. Die ersteren stellte man durchgängig von nur mässiger Höhe, die letzteren dagegen stets von bedeutenderem Umfange und nicht selten sogar von ansehnlicher Grösse her. Im Ganzen pflegte man sie, wozu auch ihr ursprünglich gemeinsamer Zweck vornämlich aufforderte, architektonisch durchzubilden. So vor allem die Füsse, dafür man denn hauptsächlich die Form von Pfeilern und Säulen in freilich mannigfach wechselnder Verbindung und Gliederung wählte. Nächstem aber liess man es

auch hierbei keineswegs an noch anderweitigem Schmucke fehlen. Nicht allein, dass man die Füße zum Theil in durchbrochenem Maass- und Stabwerk miteinander verband, auch wohl mit freiabstehendem Blätter- und Rankenwerk ausstattete, fügte man ihnen gelegentlich auch unterhalb oder zwischendurch Figuren von Menschen und Thieren, vereinzelt oder zu ganzen Gruppen geordnet, hinzu. Ueberhaupt aber wusste man auch diese Geräthe auf das Verschiedenste und Ueberraschendste zu gestalten und ihnen, zugleich durch Mitverwendung von Email, Edelsteinen und Perlen, ein ebenso reiches als künstlerisches Gepräge zu geben. —

Die zur Aufnahme und Aufstellung von festeren Speisen, von Fleisch, Fisch u. dergl., benutzten „*plats*“ und „*escuelles*“ waren einestheils wirkliche Platten, höchstens mit leicht erhobenen Rändern, andertheils glichen sie Schüsseln, Näpfen und, so hauptsächlich die *escuelles*, den heutigen Tellern. Ihre Verschiedenheit untereinander bestand somit wesentlich in einem Wechsel ihres Umfanges in der Breite und Tiefe, und darin, dass man sie bald rund, bald oval, bald auch eckig gestaltete und längs den Seiten entweder einfach belies oder (vornämlich die grösseren Platten) mit Handhaben, zumeist wohl in Form von „Oehren“, ausstattete. Ihre noch sonstige Beschaffenheit erhellt aus folgenden Angaben: (um 1380) „drei Dutzend grosse *plats* von Gold, ganz glatt und gleichgestaltig“, „sechs grosse *plats* von vergoldetem Silber, zur Auftracht von Fleisch, je längs dem Rande mit vier Lilien (*fleurs de lys*)“, und „vierundzwanzig *plats* von vergoldetem Silber, zu Früchten, an den Rändern eiselirt“; (um 1380) „ein Dutzend *escuelles* von Silber, vergoldet.“ Kleine Platten nannte man auch „*platelets*“. —

Von den zur Aufstellung von Getränken üblichen Gefässen wurden die „*aigüères*“ und die „*ydres*“ ausschliesslich für Wasser, die „*pots*“, die „*justes*“ und die „*flacons*“, obschon gelegentlich ebenfalls dafür, doch hauptsächlich für Wein benutzt. Ausserdem hatte man zu letzterem Zweck auch sogenannte „*stoles*“ und „*bouteilles*“. Sie sämmtlich wechselten wesentlich in allerdings sehr unterschiedlichen Formen von Kannen, Krügen, Kruken und Flaschen, bald mit, bald ohne Deckel, zuweilen, so die Flaschen, auch nur mit einem Stöpsel versehen, theils mit einem oder zwei Henkeln, theils henkellos; erhielten indessen auch nicht selten die Gestalt von Thieren u. A. m. Man fertigte sie ohne Ausnahme (auch die „*bouteilles*“) von Metall, von Silber, Silber vergoldet, selbst von Gold, und schmückte sie gelegentlich nicht minder, als die übrigen Geräthe, mit Eingravirungen, Email, Steinen und Perlen. In den Verzeichnissen finden sich, ausser zahlreich anderweitigen Erwähnungen derartiger Geschirre von einfacherer Durchbildung, (um 1353) zwei „*aigüères*“, von denen die eine „einen Mann mit einer Schlange“, die andere „einen Mann auf einem Hahn sitzend“, darstellt, beide vergoldet und emallirt;

(um 1363) „eine runde „*aiguière*“, vergoldet und emallirt, an den Henkeln mit den Wappen von Frankreich und Navarra“; (um 1379) mehrere „*aiguières*“, je in Gestalt eines Thierkopfes, eines Hahns, Hirsches u. dergl.; (um 1380) „zwei „*ydrès*“ von Gold, daran in der Mitte ein Löwenkopf und an jeder Seite ein wilder Mann, welcher den Henkel hält, am Fusse und inmitten mit emallirten Bildchen“, und „eine *ydre* von glattem Golde, zum Verschliessen, mit zwei erhobenen *fleurs de lys* (Lilien) in Emailen“; (um 1363) „ein *pot*, gerundet, vergoldet, in erhobener Arbeit, nebst einem Henkel mit emallirten Wappen von Frankreich“; (um 1380) mehrere „grosse *pots* von Silber, vergoldet und emallirt“, davon einige „emallirt à *chauves sourris*“, andere „ciselirt, vierseitig, lang und gekörnt“; (um 1363) „zwei *flacons* von Gold mit zwei emallirten Wappen des Herzogs der Normandie“; (um 1380) „zwei grosse *flacons*, durchaus emallirt mit zwei schlangenförmigen Henkeln, fein in cyprischem Silber ausgeführt“, und noch „zwei grosse *flacons* in Gestalt von Muscheln, nebst zwei emallirten Delphinen auf beiden Seiten“; (um 1396) „eine *fiole* von Gold zu Rosenwasser, auf einer grün emallirten Platte, auf dieser zwei Wölfe und inmitten der *fiole* zwei mit vierundzwanzig Perlen ringsum besetzte Spiegel“; (um 1328) „zwei *bouteilles* von emallirtem Silber“; (um 1379) „zwei andere *bouteilles* in Email mit silbernen Henkeln“; (um 1363) „zwei grosse *justes* von feinem Golde“; (um 1380) mehrere „runde *justes* von Gold“ und „grosse *justes* von blankem Silber“, zum Theil mit erhobenen, emallirten Wappen von Frankreich u. s. w. Von diesen Gefässen insgesamt scheint man hauptsächlich die *justes* und die „*bouteilles*“, wenn auch im Einzelnen reich verziert, doch durchgängiger von einfacherer Grundform beliebt zu haben. Den umfangreicheren Behältern pflegte man zuweilen, ähnlich wie den Fontainen, gleich mehrere Trinkgefässe beizugeben, indem man das Ganze auf einer Platte oder in sonstiger Weise geschickt zusammenordnete. —

Die Flüssigkeitsmaasse, die „*chopines*“ (Schoppen, Nössel), die „*quartes*“ (Viertel) und die „*pintes*“ (Pinten, Kannen), waren wohl nach Zeit und Ort von verschiedenem Gehalt. Durchschnittlich etwa gingen zwei Pinten auf ein Viertel und zwei Schoppen auf eine Pinte. Ueber ihre Formen lässt sich nichts Näheres bestimmen; doch dürften sie muthmasslich den von Kannen und Bechern zumeist entsprochen haben. Aus den Angaben darüber erhellt indessen so viel, dass man auch sie nicht selten als kostbare Schaustücke behandelte und die Quarten und Pinten insbesondere mehrfach mit den „*aiguières*“ verband. In den Verzeichnissen kommen vor (um 1380) „eine grosse *chopine* von vergoldetem Silber, der *biberon* (Ausguss oder Dülle) in Gestalt eines Kopfes mit weit geöffnetem Munde, das andere in der einer Frau“; (um 1363) „eine vergoldete und grün (à *oiseles*) emallirte *quarte* sammt dement-

sprechender *aiguière*“ und „eine *quarte* mit einer *aiguière*, beide von vergoldetem Silber und übersät mit den emaillirten Wappen des Herzogthums und der Grafschaft von Burgund“; (um 1363) „eine kleine *pinte* von Silber, emaillirt mit dem Wappen des Eniorant de Marnigny nebst ebenso verzierter *aiguière*“, „eine vierseitige *pinte*, vergoldet und erhoben emaillirt“; und (um 1380) „zwei *pintes* von vergoldetem Silber, an zwei Stellen flechtwerkartig ausgeschnitten, auf den Deckeln emaillirt im Rund die Wappen von Frankreich.“ —

Die Trinkgefäße machten nach wie vor einen Haupt- und Lieblingsgegenstand aus, auf dessen Beschaffenheit man daher auch einen ganz besonderen Werth legte. Man fertigte sie aus den mannigfaltigsten und kostbarsten Stoffen, ausser von Metall, von Stein, Elfenbein, seltenem Holze, ja theilweis selbst von Glas und von dazu geeigneten fremdartigen Naturerzeugnissen, als Strausseneiern, Kokosnüssen, Muscheln, Thierhörnern u. dergl., in allen Fällen mehr oder minder reich verziert. Obschon hinsichtlich ihrer Grundgestalt durch ihren Zweck gewissermassen gebunden, suchte man nichtsdestoweniger auch diese durch mancherlei wechselndes Beiwerk zu vervielfältigen. Abgesehen von den aus den zuletztgenannten Erzeugnissen gebildeten Gefässen, die immerhin zu den Ausnahmen zählten, herrschte bei ihnen durchweg die Form des Bechers, rund oder mehrflächig, vor. Innerhalb dieser Form aber gestaltete man sie, bei sehr unterschiedlichem, oft beträchtlichem Umfange, bald mehr in Weise einer Schale, bald mehr in der eines Kelches, eines Tönnchens oder einer Tasse. Nächstdem beliest man sie entweder fuss- und deckellos oder versah sie theils mit einem Fuss, theils mit einem Deckel, theils mit beidem. Auch pflegte man die mit einem Deckel versehenen, so namentlich die grösseren darunter, zum Verschliessen einzurichten. Die letztere Art der Ausstattung betraf jedoch hauptsächlich nur die sogenannten „*coupes*“ (Schalen; mit Fuss: Kelche), „*hanaps*“ (Humpen) und die „*gobel*“ oder „*gobelets*“ (Becher), davon häufiger die „*coupes*“ von einzelnen „*hanaps*“ und diese von einer „*aiguière*“ begleitet wurden; nicht aber die „*tasse*“, die man wohl, wenngleich auch nur gelegentlich, mit einem Deckel, doch niemals mit einem höheren Fusse, sondern statt dessen, mit einem oder zweien Henkeln, später zuweilen auch mit einer Dülle, versah. In Betreff der Verzierungsweise dieser Gefässe überhaupt, insbesondere aber mit der jener auf Füßen ruhenden *coups* u. s. w., verhielt es sich im Ganzen ziemlich ähnlich wie mit der der kirchlichen Kelche, nur dass man sich darin hierbei noch um vieles freier und launhafter bewegte. Die Gefässe von Strausseneiern, Kürbissen, Kokosnüssen, Muscheln, Hörnern u. s. w. erhielten gewöhnlich Füße und reiche Beschläge; die von Hörnern zumeist, zum Aufrechtstellen, zwei Füße, vorwiegend in Gestalt von Löwen-, Adler-, Greifen-Klauen u. dergl., und

an dem unteren (spitzigeren) Ende einen den Klauen entsprechenden Kopf von edlem Metall, zuweilen emallirt und mit Steinen besetzt. Von den allgemeiner gebräuchlichen Arten, die einzelne vornehme Herren oft in sehr bedeutender Anzahl, bis zu vierzig Stück und darüber besaßen, und die sie zuweilen auch gleich zu ganzen Dutzenden anfertigen liessen, werden unter vielen von ähnlicher Beschaffenheit erwähnt: (um 1380) „eine alte *coupe*, bedeckelt, übersät mit kleinen erhobenen Schlangen und kleinen rautenförmigen Emailen“, und „eine andere *coupe*, ausserhalb mit emallirten Darstellungen wilder Thiere, innerhalb ciselirt“; (um 1353) ein *hanap* von Gold in Weise einer *tasse*, umfasst von einem mit wilden Thieren und Vögeln bebilderten Beschlage, innen und aussen emallirt“; (um 1363) „ein *hanap* mit Deckel, vergoldet und emallirt, mit einem von drei Hennen gebildeten Fuss“; (um 1372) „ein *hanap* von vergoldetem Silber nebst Deckel, darauf in Email die Geschichte des heiligen Ludwig, mit dreifussförmiger Stütze in Art dreier geflügelter Schlangen“, und (um 1380) „ein *hanap* von Gold, glatt, mit Deckel, auf seinem Grunde eine grosse Email und auf dem Deckel die Wappen von Frankreich nebst emallirten Köpfen des Königs und der Königin, darunter emallirtes Schnörkelwerk, bestehend aus französischen Lilien und den Buchstaben KK“; (um 1352) „ein *gobelet* von Gold in Gestalt einer Tonne von drei Hunden getragen“; (um 1353) „zwei *gobelets* von Krystall, der eine ohne Deckel mit einem silbernen, vergoldeten Fuss, der andere ohne Fuss und Deckel mit einem Boden und (Trink-) Rande von vergoldetem Silber“, und (um 1380) „ein *gobelet*, kelchförmig, *à croissant* mit einander gegenüberliegenden Henkeln, auf dem Boden mit einem weiss emallirten Adler, ringsherum besetzt mit Rubinen, Saphiren und grossen Perlen“; (um 1380) „eine *tasse* von Gold, glatt, mit einem sehr flachen Deckel, darauf ein aus sechs Würfeln zusammengesetztes (durchbrochenes) goldenes Knöpfchen, innerhalb in Email ein besterntes Wappen von Frankreich“, und „vier kleine *tassettes* von Gold, jede mit zwei Henkeln, davon jeder Henkel die Gestalt einer Dame hat, mit zwei Fähnchen in der Hand und zwei Drachen zu beiden Seiten.“ —

Ausser allen diesen eigentlichen Tafel- oder Speisegeräthen besass man, nächst den ebenfalls noch dahin gehörenden Löffeln, Messern und Gabeln, als zugleich für den privatlichen Zimmergebrauch mitbestimmt, sogenannte „*drageoirs*“, mannigfach verschiedene „*pots à yaué*“ (Wassergefässe) und „*bacins*“ (Becken). Erstere dienten zur Aufstellung von Zuckerwerk, Früchten und sonstigen derartigen Dingen, letztere vorzüglich zur Toilette. Auch sie pflegte man häufiger von besonderer Kostbarkeit zu beschaffen: (um 1363) „ein *drageoir* von Gold nebst zwei goldenen Löffeln zum Herausnehmen“; (um 1380) „ein *drageoir* von vergoldetem Silber, auf dem Rande mehrere Bilder in Email von ver-

schiedenem Inhalte“; „ein grosses *drageoir* von vergoldetem Silber, die Schale und *pate* rosettenförmig, am Rande mit französischen Wappen, die Schale mit einer runden Email und der Knauf des Fusses mit acht kleinen runden französischen Emaillen verziert“, und „ein ebensolches *drageoir*, jedoch innen und aussen mit der emaillirten Darstellung eines Turniers zwischen Herren und Damen und einem in erhobener Arbeit baulich geschmückten Knauf“; (um 1328) „ein kleiner *pot a yeau* von vergoldetem Silber“; (um 1353) „ein *pot a yeau* von Krystall“, ein *pot a yeau* in Gestalt eines Löwen, auf dem ein in einem Mantel eingehüllter Mann reitet“, und (um 1372) „ein *pot a yeau* von Silber, halb in Art einer Schlange, halb in der eines Menschen emaillirt“; (um 1363) „ein *basin à barbier* (Barbierbecken) von glattem Silber, am Rande mit kleinen silbernen Buckeln bestreut“; (um 1379) „ein *basin à barbier* von vergoldetem Silber, am Rande Lilien (*fleurs de lys*) ciselirt, mit rundem Henkel“; (um 1363) „zwei *basins à laver* (Waschbecken), ausserhalb vergoldet, auf dem Boden mit emaillirten Wappen“; (um 1379) „zwei *basins* von Gold zum Waschen der Hände, inmitten eine rosettenförmige Email und auf dem Rande mit kleinen Wappenschildchen von Frankreich besät“, und „ein grosses *basin* von vergoldetem Silber, längs dem Rande ciselirt, das bei besonderen Festlichkeiten auf einen eisernen Fuss gestellt wird, innerhalb mit einer emaillirten Rosette, welche wiederum eine emaillirte Darstellung eines Löwen mit einer Dame umschliesst, mit zwei Handhaben versehen.“ Noch sonst unterschied man, je nach dem Zweck, *basins* zum Waschen während der Tafel, zum Waschen des Kopfs, zum Ausschöpfen, zur Aufstellung von Lampen u. A. m. —

Bei den Löffeln („*cuillers*“), Messern („*cousteaux, coustel, coutel*“) und Gabeln („*furchestes, fourchettes*“) endlich, sah man sich in Betreff einer verzierenden Ausstattung fast lediglich auf die Handgriffe verwiesen, dazu allerdings die Löffel, zur Herstellung ihres Gefässes, die Verwendung irgend eines kostbaren Stoffs, als Elfenbein, Krystall u. dergl., und die Klingen der Messer leichte Eingravirungen und Vergoldung zulassen. Ueberhaupt aber wurden die Klingen der Messern und Gabeln nach wie vor durchgängig von Eisen oder Stahl, und die der Gabeln ausschliesslich zweizinkig, gefertigt. In den Inventarien werden gemeiniglich die Löffeln mit den Gabeln zusammen erwähnt: (um 1313) „drei *furchestes* von Silber zum Verspeisen von Birnen“; (um 1316) „zwei durchbrochene *cuillers* für die Küche“; (um 1328) „vier kleine *cuillers* von Krystall, fünf kleine Spiesse (*broches*) von Korallen und zwei Gabeln“; (um 1363) „eine *cuiller* von Gold und eine *fourchette*, an den Enden beider zwei Saphire“; (um 1372) „eine durchbrochene *cuillière* von Silber mit hölzernem Griff“; (um 1380) „eine *cuillier* und eine *fourchette* von Gold, besetzt mit zwei Rubinen und zehn Perlen“, und (um 1389) „zwei

cuilliers und zwei *fourchettes* von vergoldetem Silber, dazu neun Dutzend *cuilliers* von blankem Silber“; (um 1380) „ein Paar *cousteaux* zum Zerlegen, zwei grössere und ein kleineres, mit einem Stiel von Aloeholz, verziert mit emailirtem Gold und jedes am Ende mit einer Perle“, und „ein kleines *coutel* mit silbernem Stiel in Gestalt einer Lilie mit zurückgebogenem Stengel.“ Mit dem Gebrauch dieser Geräthe verhielt es sich noch fernerhin ganz so wie seither. Nur die Löffel fanden (bei Tafel) allgemeine Verwendung, nicht aber die Messern und Gabeln, deren man sich noch immer hauptsächlich zum Zerlegen der Speisen, aber nicht, oder doch nur in sehr seltenen Fällen (für einzelne Gerichte, als Käse, Birnen und Aepfel), bei Tafel bediente.¹ Man blieb dabei, die bereits vorgeschneittenen Stücke, gleich den Orientalen, unmittelbar mit den Fingern zum Munde zu führen; eine Gewohnheit, die sich selbst in den vornehmsten Kreisen bis über den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts, und bei den mittleren Ständen bis tief ins siebenzehnte Jahrhundert fort erhielt. Dazu kannte man überdies noch fast bis zu demselben Zeitpunkt keine eigentlichen Servietten, deren Stelle wohl ein Stück Brodkrume oder (wie noch gegenwärtig mitunter in England) das lange Tischtuch vertrat, während es andererseits auch keineswegs gegen den Anstand versties, die Gäste paarweise zu bedienen, so dass je zwei, gewöhnlich ein Herr und eine Dame, nur einen Teller und einen Becher erhielten.

Einen ähnlichen Aufwand, wie mit dem Tafelgeschirr, begann man allmählig mit den Speisen selber zu treiben, indem man ihnen eigene, zuweilen höchst wunderliche Formen gab, und darunter einzelne sogar durch Hinzufügung von mancherlei kostbarem Beiwerk, zum Theil ebenfalls von edlem Metall mit reicher Verzierung, zu wahrhaft künstlichen „Schaugerichten“ durchbildete. Das Letztere geschah vorzugsweise mit Pasteten und sonstigen Backwerken, was man, gelegentlich von sehr beträchtlichem Umfange, am häufigsten theils zu förmlichen Burgen nebst zahlreichen Figuren von Kriegerern, welche sie angreifen und vertheidigen, theils zu Seeschiffen mit allem Zubehör und vollständiger Bemannung, theils zu Thiergruppen oder auch zu einzelnen, meist seltsam gedachten Thieren u. dergl. gestaltete. Besonders beliebt war schon seither und blieb auch für die Folge die Darstellung von Pfauen. Man

¹ Aus eben diesem Grunde finden sich in sonst sehr reichen und kostbaren Inventarien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts neben einer oft sehr beträchtlichen Anzahl von Löffeln stets nur wenige Gabeln erwähnt, wie denn unter anderem die Königin *Johanna von Evreux* bei vierundsechzig Löffeln nur eine in Etui sorgfältig verschlossene Gabel hinterliess, die *Herzogin von Touraine* um 1389 neben neun Dutzend silbernen Löffeln ebenfalls nur eine Gabel (von Gold) besass, und *Karl V.* zwar mehrere Gabeln hatte, die jedoch einzig zum Genuss von Käse mit gepudertem Zucker und Zimmt bestimmt waren.

nahm dazu den wirklichen prächtig befiederten Balg derselben, spannte ihn über silberne Reifen, füllte ihn vollständig mit gekochten Speisen und setzte ihn so, mit weit ausgespanntem Schweif auf goldener Platte ruhend, auf die Tafel. Später, etwa seit dem Schluss des Jahrhunderts, ahmte man auch wohl das Ganze in Silber oder Gold und farbiger Emaillirung nach. —

Gegenüber einem so weitgreifenden geräthschaftlichen Reichthum, zu welchem sich selbstverständlich immer nur die Vornehmsten und Reichsten zu versteigen vermochten, und den auch sie, mit seltenen Ausnahmen, keineswegs alltäglich, vielmehr nur bei festlichen Vorkommnissen zur Schau zu stellen pflegten, war doch im Ganzen genommen das Geschirr überhaupt ziemlich einfach. Dasselbe bestand, soweit es das Tafelgeräth betrifft, und für den gewöhnlichen Bedarf auch selbst bei den Begütertesten, noch fortdauernd vorzüglich von Zinn, was freilich eine ebenfalls mehr oder minder kunstvolle Gestaltung nicht ausschloss; bei den minder Bemittelten aber durchgängig aus verhältnissmässig nur wenigen Stücken von diesem Metall und daneben theils von gebrannter Erde (S. 414), theils, wie etwa noch gegenwärtig bei den ärmeren Landleuten, von Holz. Das Koch- und Küchengeräth, das mit der Vermehrung und zunehmenden Verschiedenartigkeit der Speisen doch eben nur hinsichtlich seiner Formen an Mannigfaltigkeit gewinnen konnte, wurde gleichfalls unausgesetzt wie seither, ausser von gebranntem Thon, Holz u. dergl., hauptsächlich von geschlagenem Kupfer, verzinnt, und von geschlagenem Eisenblech hergestellt (S. 413). Darunter spielten auch fernerhin, als wesentliche Zubereitungsmittel von Fleisch und Geflügel, der Bratspiess und die Roste eine Hauptrolle. Gefässe von Glas, auch von einfachster Form und Behandlung, gehörten einstweilen noch zu den Seltenheiten, deren selbst die Reichsten gemeinlich in nur geringer Anzahl besaßen (S. 408). —

Die „Möbel“ oder die Zimmergeräthe im engeren Sinne, deren freilich auch selbst in Inventarien und sonst fast durchweg nur andeutungsweise Erwähnung geschieht, nahmen, so weit zugleich Abbildungen erkennen lassen, ganz in ähnlichem Verhältniss wie die Geschirre an Zahl, Mannigfaltigkeit und künstlicher Behandlung zu. Es hing vornämlich dies mit der nunmehrigen Erweiterung der nichtkirchlichen und häuslichen Baulichkeiten zusammen, die bei den Burgen oder Schlössern des reichen Adels bereits gegen den Schluss des dreizehnten Jahrhunderts beginnend, sich allmählig auch auf die städtischen Wohnungen der begütertesten Bürger ausdehnte. Auch darin ging wie es scheint, etwa nächst Italien und Spanien, Frankreich voran, während man in England, Deutschland und den übrigen Ländern wohl gerade in dem Punkte noch geräumere Zeit hindureh die einmal altherkömmliche Beschränkung und

Einfachheit gewohnheitsmässig fortsetzte. Eine solche Erweiterung erstreckte sich auf die Gesamtanlage. Die bestehenden Gebäude wurden den vermehrten Bedürfnissen gemäss umgebaut, und die neu zu errichtenden gleich dementsprechend entworfen. Fortan begnügte man sich nicht mehr mit nur einem Hauptraum, der die verschiedenen Zwecke eines Wohn-, Gesellschafts-, Arbeits-, Schlafgemachs u. s. w. erfüllte, sondern begehrte, so vorwiegend nun, und seit dem Schluss des Jahrhunderts in weitergreifender Sonderung, für jeden der gebotenen Zwecke eine eigene Räumlichkeit. In einzelnen Fällen fügte man dem selbst noch kleinere Nebenräume, Garderobenzimmer u. dergl., und bei grossen Haushaltungen auch wohl, zur Beherbergung von Gästen, mehrere Fremdenzimmer hinzu, die man indessen gemeiniglich, als für sich abgeschlossen, von den anderweitigen, eigentlichen Familienräumen trennte. Und eben nun hiermit in engster Verbindung stand auch die geräthliche Ausstattung. Alle diese Räume wurden, je nach Vermögen ihres Besitzers, mit den erforderlichen Möbeln von mehr oder minder reicher Durchbildung versehen, und ihre Wände überdies theils mit Holzgetäfel, einfach oder in Schnitzarbeit, theils mit Teppichen oder mit ledernen, zuweilen bebilderten Tapeten, verkleidet. Gegen die Sonne schützte man sich entweder gleichfalls durch Vorhänge oder auch, und zwar nun immer häufiger, durch hölzerne, zum Zusammenklappen eingerichtete Fensterläden, die man jetzt gewöhnlicher der Länge als auch der Breite nach zwei- oder mehrflügelig und nicht minder gelegentlich von künstlicher Arbeit beschaffte. — Die Verfertigung dieser Geräthe war wesentlich Sache der Holzarbeiter, doch stellte man sie vereinzelt auch von Metall (Bronze und Eisen) und, bei nur geringem Umfange, von Knochen, Elfenbein und anderen Stoffen her; hinsichtlich ihrer Gestaltung und sonstigen Durchbildung folgte man dem überhaupt herrschenden Geschmacke, dabei man, wie bereits näher berührt wurde, hauptsächlich sie, soweit es ihr Zweck irgend zulies, architektonisch behandelte und, je nachdem es thunlich war, durch Schnitzerei, farbige Bemalung, eingelegte Arbeit („*marqueterie*“), Ciselirung, Gravirung u. s. f., und, so vorzüglich die von Holz, Knochen oder Elfenbein, durch Beschläge von zierlicher Metallarbeit, die man auch wohl vergoldete, schmückte. Daneben gewann der seitherige Gebrauch, die Betten und die Sitze mit reichen Stoffen und Stickereien in Form von Vorhängen, Decken und Kissen auszustatten, allmählig die weiteste Ausdehnung (vergl. S. 410; S. 415).

Die hierhergehörigen Schränke, Truhen oder Laden, Lesepulte, Schreibepulte und Beleuchtungsgeräthe dürften sich von den ihnen je entsprechenden kirchlichen Geräthschaften (S. 423) vorerst noch höchstens durch eine ihrem weltlichen Zwecke gemässere Verzierungsweise unterschieden haben. Inwieweit sich dies etwa bei den nicht-

kirchlichen Möbeln überhaupt äusserte, lässt sich bei dem Mangel an näheren Zeugnissen dafür allerdings nicht wohl sagen. Vorauszusetzen indessen ist, dass man sich darin auch bei ihnen, ganz ähnlich wie bei den vorerwähnten häuslichen Geschirren, sowohl im Ganzen als Einzelnen frei bewegte. Erhalten sind von derartigen Geräthen aus diesem Zeitraum hauptsächlich nur verschiedene truhenartige Kästchen, und ausser wenigen anderen doch unerheblicheren Metallarbeiten, als Schlüsseln, Beschlägen u. dergl., einzelne metallne Lichterständer zum Theil von wunderlicher Gestalt. Die Kästchen, bei unterschiedlicher Grösse, gewöhnlich länglich viereckig mit flachem, seltner mit giebelförmigem oder halbrund erhobenem Deckel, bestehen durchgängig aus Knochen, Elfenbein oder Holz, sämtliche Flächen entweder in Schnitzerei oder, wenn von Holz, zuweilen auch nur mit Sammt überzogen oder (auf einer Umkleidung von Pergament oder gepresstem Leder), in farbiger Malerei mit Darstellungen rein weltlichen Bezuges geschmückt (*Fig. 186*; *Fig. 187*);

Fig. 186.*Fig. 187.*

die Lichterständer bilden zumeist theils ein vier- oder mehrseitiges, massives oder durchbrochenes ringsum verziertes Untergestell, inmitten, zum Aufstecken des Lichtes, mit einem langen spitzigen Dorn versehen, theils eine auf einem vierfüssigen Gestell stehende männliche Figur in durchaus zeitüblicher Bekleidung mit seitwärts erhobenen Armen, deren jeder eine verzierte Scheibe mit der Kerzentülle trägt. Die Inventarien

aus dieser Zeit erwähnen Leuchter von Gold, von Silber, von Silber vergoldet und emaillirt; so auch, unter noch anderen Formen, einmal (um 1380) „sechs silberne Leuchter, je in der Weise eines auf einer grün emaillirten Platte ruhenden Elephanten mit einer kleinen Burg auf dem Rücken.“ —

Unter den Sitzen blieben selbstverständlich die Thronsessel nebst Zubehör und die besonderen Ehrensessel, deren Benützung man sich für festliche Vorkommnisse und, als Auszeichnung, hochgestellten Gästen vorbehielt, Hauptgegenstände reicherer Durchbildung. Die eigentlichen Thron- oder Herrschersitze erhielten noch fortwährend zumeist, im engeren Anschlusse an ihre anfängliche Beschaffenheit, entweder die Gestalt eines länglich-viereckigen Kastens mit geradaufsteigenden lehnartigen Eckpfeilern theils mit, theils ohne Querverband, oder die eines sägebockartigen Stuhls. Diese Stühle pflegte man nunmehr jedoch zunehmend seltener zum Zusammenlegen einzurichten und mit geraden Füßen zu fertigen, sondern, in sich unbeweglich, mit gebogenen Füßen und Lehnen herzustellen (vergl. *Fig. 184 b*). Auch kamen fortan überhaupt die kastenartigen Throngestelle noch immer mehr ausser Gebrauch und, anstatt solcher Stühle, auch andersgeformte Lehnsessel in Anwendung. Nächstdem aber fuhr man ziemlich gleichmässig fort, sowohl jene Gestelle als auch die Stühle durch einen ein- oder mehrstufigen Unterbau zu erhöhen, mit Fusskissen oder Fussbänkchen davor und mit einem sogenannten Thronhimmel darüber auszustatten. Letzterer erhob sich als eine senkrechtaufsteigende Wand mit daran wagerecht befestigtem viereckigem flachem Vordach hinter dem Sitze entweder vom Boden aus oder bildete, so namentlich bei den kastenartigen Gesässen, die unmittelbare Fortsetzung der Rückenlehne. Nur ausnahmsweise fügte man dem Dach (rechts und links) Seitenvorhänge hinzu, welche Anordnung man einstweilen noch durchgängiger den bischöflichen Sitzen überliess. In allen Fällen wurde das Ganze stets sehr kunstvoll und kostbar behandelt. Allein schon die Herstellung der Gesässe beanspruchte die verschiedensten Zweige des Kunsthandwerks. Fertigte man sie, wie wohl zumeist geschah, von Holz, so wurden sie ausgeschnitzt, bemalt, vergoldet, mit Elfenbein und anderen Stoffen ausgelegt, auch stellenweis mit goldenen oder silbervergoldeten Zierrathen, mit farbigen Emailen, gelegentlich auch selbst mit Steinen und Perlen bedeckt; beschaffte man sie, wie wohl zuweilen die eigentlichen Stühle, von Metall, dazu man am häufigsten Bronze wählte, so wurden sie aufs Künstlichste geformt, ciselirt und nicht minder mit den nun auch dafür noch sonst geeigneten Verzierungsmitteln geschmückt. Bei alledem liebte man es nach wie vor sie theils an den Lehnen, theils an den äussersten Enden des Sitzes oder auch am Fussgestell mit Köpfen oder ganzen

Figuren von Löwen, Tigern, Hunden u. s. w., als Sinnbildern der Kraft, der Macht und Wachsamkeit, zu versehen. Ganz dem entsprechend gestaltete man auch das Uebrige, so insbesondere die Fussbänkchen. Den stufenförmigen Unterbau pflegte man gemeinlich mit einem Teppich zu überbreiten; ebenso, jedoch seltner, auch den Sitz, den man vielmehr fast ohne Ausnahme mit Kissen belegte. Diese nebst den Teppichen waren zumeist mit dem „Thronhimmel“, falls dieser nicht aus Holzgetäfel und Schnitzerei, sondern aus Zeug bestand, von gleichem Stoffe, am gewöhnlichsten von purpurfarbiger Seide oder Sammet mit eingewirkten oder eingestickten goldenen Zierrathen. War die Rückenwand von Holz, so erhob sie sich gemeinlicher, unabhängig von der Unterstufe und dem Sitz, vom Boden aus, und hing dann auch wohl zu öfteren unmittelbar mit dem Gemäuer zusammen. — Die Ehrensessel glichen im Allgemeinen den Thronen, nur dass man sie wohl im Einzelnen minder kostbar und, ohne Anwendung solcher Sinnbilder, durchgängiger aus Holz dergestalt fertigte, dass Untersatz, Sitz und die ebenfalls hohe Rückenwandlehne ein festineinander gefügtes Ganzes ausmachten. Demnach bestand ihr Schmuck hauptsächlich in Schnitzerei und der der Rückwand ausserdem in theilweis durchbrochenem baulich gegliedertem Stab- oder Leistenwerk, was allerdings auch hier noch anderweitigen Schmuck, sei es durch metallene Beschläge, sei es durch Malerei, Vergoldung u. dergl. nicht ausschloss. Zudem liess man es auch bei ihnen weder an kostbaren Teppichen und (Sitz-) Kissen zur Bedeckung, noch an kleinen zierlichst behandelten Fussbänken fehlen, dagegen man ihre Rückenwand, wenn überhaupt, doch nur in den seltensten Fällen von Zeug oder etwa gar in Art der „Thronhimmel“ beschaffte. Im Uebrigen waren und blieben neben diesen Sesseln in der gleichen Eigenschaft von Ehrensitzen auch noch mancherlei andere Formen von minder hochlehnigen Stühlen üblich, deren besondere Auszeichnung sich lediglich darauf beschränkte, dass man sie durch eine Untersatzstufe erhöhte. — Die gewöhnlicheren Stühle, die man sowohl von Holz als auch von Metall beliebte, wechselten zunehmend in den unterschiedlichsten Gestalten. Man fertigte sie bald höher, bald niedriger, unterhalb kastenartig geschlossen und mit freien Füßen, theils mit, theils ohne Lehnen, diese entweder von gleicher Höhe oder (durchgängiger) die Rückenlehne höher als die Seitenlehnen, sie sämmtlich, zumeist in Uebereinstimmung mit den Füßen, entweder geradlinig oder geschwungen, und dies Alles, je nach dem Stoffe und nach Vermögen des Eigners, bald einfacher bald reicher verziert. Die Rückenlehnen insbesondere, mitunter auch die Füße, pflegte man nunmehr häufiger durch Einfügung von einzelnen Querleisten zwischen ihre senkrechten Stützen zu gliedern, und diese Leisten, als auch die wagenrechten Querverbände der Seitenlehnen, mit bunten Franzen zu benageln.

So auch wurden fortan die mit nicht allzuhoher Rückenlehne versehenen Sessel gelegentlich mit einem Teppich vollständig bedeckt, auch wohl durchaus, in allen Theilen festanliegend, mit Zeug überzogen. Ausserdem aber erhielten jetzt selbst die Stühle der minder Begüterten wenigstens an den Rücken- und Seitenlehnen irgend welche verzierende Ausstattung, gewöhnlich in Schnitzerei. Daneben blieben die seit Alters beliebten kleineren lehnlosen Klappstühle auch für den rein häuslichen Gebrauch fortdauernd in Geltung; ingleichen die altherkömmlichen Bänke und Bankkästen, welche letztere indessen, soweit sich ihrer die Reicheren bedienten, ebenfalls eine noch zweckdienlichere und zugleich kunstgemässere Umwandlung erfuhren. In den vornehmeren Haushaltungen begann man vor allem die übergrossen und schwer bewegbaren Bankkästen, die sich längs den Wänden der Zimmer hinzogen, theils zu entfernen, theils durch einzelne leichtere Bankkästen, die man aneinander reihte, zu ersetzen. Diese wurden je mit höheren (Klotz-) Füßen versehen, auf der vorderen Langfläche gefeldert, mitunter innerhalb der Felder ausgeschnitzt und zu den sie seitwärts begrenzenden, zumeist geraden Lehnen, die man nicht selten ebenfalls mit Schnitzereien verzierte, mit einer hohen Rückenwand, zuweilen selbst mit nach vorn überhängender Bedachung ausgestattet, und häufiger auch dies stellenweise mit Schnitzereien, jedoch von mehr baulicher Anordnung und Vertheilung bedeckt. Für die minder schweren (Versetz-) Bänke behielt man im Ganzen die ihnen einmal eigenen Grundformen bei, indem man jedoch nun auch sie wenigstens im Einzelnen noch mehr erleichterte und dem vorwiegenden Geschmacks gemäss noch zierlicher gestaltete. Man besass deren bereits von sehr verschiedener Grösse, bis zu zwölf Fuss Länge und darüber, ähnlich den anderen Gesässen bald kastenartig geschlossen, bald nur von Füßen unterstützt, deren Zahl je nach der Ausdehnung der Sitzplatte zwischen vier, sechs u. s. f. wechselte, theils lediglich mit Seitenlehnen oder nur einer Rückenlehne, theils mit beiden zugleich, theils auch ohne Lehnen; die Lehnen offen oder geschlossen, indessen sehr selten höher als es eben die Bequemlichkeit forderte; die grösseren Bänke zuweilen durch Zwischenlehnen zu mehreren Sitzplätzen abgetheilt. In Inventarien ist von derartigen Bänken mehrfach die Rede. So finden sich unter anderem erwähnt (um 1365) „eine Bank aus Eichenholz zum Bewegen, von zwanzig Fuss Länge nebst Rückenlehne, um vor den grossen Speisetisch des Königs aufgestellt zu werden“, ferner „sechs Bänke, drei zu zwölf und drei zu sieben Fuss Länge“, und „zu sechsundvierzig Speisetischchen ebensoviele Sitzbänke.“ Diese Letzteren waren höchstwahrscheinlich von nur geringem Umfange, etwa je für eine oder höchstens zwei Personen bestimmt. Solche Bänkchen, die in keinem nur einigermaßen begüterten Hausstande fehlten, gestaltete man

mitunter auch nach Art der Schemel bald rund, bald dreieckig mit drei Füßen und dazwischen geordnetem Stabwerk. Von den kastenartigen Bänken wurden nunmehr einzelne zu eigentlichen Doppelbänken ausgebildet. Man fertigte sie von beträchtlicher Breite, versah sie an jeder Schmalseite mit einer geradaufsteigenden Wand und verband diese Wände inmitten durch eine in Charnier nach vor- und rückwärts bewegliche gerade Lehne, so dass mehrere Personen bequem Rücken gegen Rücken sitzen konnten. Solche Bänke pflegte man hauptsächlich vor die Kamine zu stellen, wo man sich auch darauf legte und schlief, in welchem Falle man sie gelegentlich, um sich gegen die etwa zu grosse Hitze zu schützen, mit einem Teppich zeltartig überdeckte. Schliesslich wurden auch die grossen Truhen oder Laden (S. 427) noch unausgesetzt als Sitze mitverwendet. Sie, zur Bergung von Kleidungsstücken, Linnen, Geld und sonstigen Werthgegenständen dienend, galten überhaupt als eines der wichtigsten Zimmergeräthe und wurden nöthigenfalls selbst als Tisch benutzt. In den vornehmsten Kreisen, ja sogar an den gebildetsten Höfen, nahm man noch bis tief ins sechzehnte Jahrhundert durchaus keinen Anstand, sich bei grösseren Versammlungen auch auf solche Koffer, die allerdings oft sehr reich mit Beschlägen, erhobenen Zierrathen, gemalten Wappen u. dergl. geschmückt waren, niederzulassen. — Die Kissen zum Belegen der Sitze und die Fusskissen verblieben bis gegen den Schluss des Jahrhunderts ziemlich unverändert, viereckig und walzenförmig. Von da an indessen begann man sie, je nach ihrer Bestimmung, eigens zu gestalten, und zwar im Allgemeinen die Sitzkissen schmal, breit, viereckig oder rund, die Fusskissen hoch linsenförmig und kugelig, und die Stütz- und Rückenkissen ausserdem zuweilen vierblatt- oder rosettenartig. Man überzog sie am liebsten mit bunten hellfarbigen Stoffen, dazu die Reicheren gemeiniglich durchwirkte oder auch mit Gold bestickte Seide, Sammt u. dergl. wählten, besetzte sie längs den Kanten mit Borten, an den Ecken mit Quasten oder Puscheln, und füllte sie, ausser mit Wolle, mit zarten Federn. Man bediente sich ihrer, wie im Hause, so auch in der Kirche und bei sonst ausserhäuslichen festlichen Gelegenheiten, wo man sie sich mehrentheils bis zu dem betreffenden Orte von einem Diener nachtragen liess. —

Die Tische, sofern sie lediglich aus einer von Füßen unterstützten Platte bestanden, waren bereits nach Stoff, Umfang und Zweck so mannigfaltig, dass man es sich wohl zunächst noch daran genügen lassen konnte, ihre etwaige weitere Ausbildung auf die Verzierungsweise zu beschränken. Dies betraf nach wie vor hauptsächlich die Stützen und ausnahmsweise den Plattenrand, dabei fortgesetzt die Schnitzerei nebst eingelegter Arbeit, Malerei und Vergoldung eine Hauptrolle spielten; nunmehr bei kleineren Tischen aber auch wohl die Platten, indem man sie aus verschiedenen

Hölzern künstlich zusammensetzte oder ebenfalls durch eingelegte Arbeit u. dergl. schmückte. Man hatte Tische von Stein, Metall und Holz, auch solche, bei denen entweder nur das Fussgestell von Holz, die Platte dagegen von Stein oder Metall, oder (gegensätzlich) nur die letztere von Holz war; sämmtlich von sehr unterschiedlicher Grösse, je nachdem mit einem, zwei, drei, vier und mehr Füßen und mit runder, ovaler, vier- und mehreckiger Platte; die Füße entweder mit dieser festverbunden oder zu beliebiger Verwendung, als blosser Untergestelle, unabhängig davon. Dieser gewöhnlich vierfüssigen und sägebockartigen Gestelle bediente man sich fortdauernd vorzüglich, wie ja auch noch gegenwärtig, zur Herstellung von sehr ausgedehnten Tafeln, wie solche grössere Gastgebote erforderten, indem man darauf die nöthige Anzahl von Langplatten, dicht aneinandergereiht, ordnete. Doch pflegte man nun auch selbst bei derartigen Gelegenheiten schon häufiger etwa zu Zweien oder Vierern an einzelnen Tischen zu speisen, deren jeder ein zusammenhängendes Ganze bildete. In allen Fällen blieb es Gebrauch, die Speisestische während der Mahlzeit mit einem „Tischtuche“ zu bedecken, das man indessen nicht immer weiss, sondern zuweilen auch farbig und gemustert, mit einem weissen Tuch inmitten darüber, beliebte. Nächst jenen leicht zerlegbaren Tafeln und den oft sehr umfangreichen Speisestischen behielt man zur Ausstattung von Hallen im Erdgeschoss auch die dafür bereits seit Alters üblichen, nicht minder oft sehr grossen Steinische bei. Bei weitem die geringste Verbreitung indessen dürften die ganz metallenen Tische gefunden haben, ausgenommen etwa dass man die Schreib- und Lesepulte jetzt zunehmend häufiger von Bronze oder Eisen fertigte (S. 413). Demgegenüber begann man jedoch, wenn auch wohl erst während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, gewissermassen als Neuerung nicht allein künstliche Tische zum Zusammenlegen (Klappische) herzurichten, sondern auch sogenannte Credenz-, Schenk- oder Anrichte-Tische und, zur Aufstellung von kostbaren Tafelgeschirren, eigene Schautische („*dressoirs*, „*dreçoirs*, „*dreçouers*“) einzuführen. Bis dahin war es allgemein üblich gewesen bei Mahlzeiten und Festgelagen die grossen Flüssigkeitsbehälter entweder unmittelbar auf die Erde, oder auf eine nur mässig hohe Platte zu stellen, und mit einem Tuche zu bedecken. Ohne diesen Gebrauch gerade durchweg aufzugeben, nahm man davon in den vornehmen Kreisen mehr und mehr Abstand. Die (Schenk-) Tische, die man jetzt dafür bestimmte, wurden allerdings zunächst noch, allein in Rücksicht ihres Nützlichkeitszwecks, nur ziemlich einfach behandelt. Sie erhielten die Gestalt eines von vier oder sechs Füßen unterstützten länglich viereckigen Kastens, die Füße unterhalb durch ein zur Aufnahme von umfangreicheren Gefässen geeignetes Brett verbunden, der Kasten vorn inmitten getheilt und jede Hälfte

mit einer verschliessbaren (Flügel-) Thür, zuweilen auch mit mässig erhöhter Rückenwand versehen. Sein Schmuck, und so auch der der Füsse, beschränkte sich einstweilen auf eine nur mässige Schnitzarbeit. Ueber ihn wurde eine Decke gewöhnlich von solcher Länge ausgebreitet, dass sie zu beiden Seiten tief herabhing und darauf die Trinkgeschirre vertheilt. Den Anrichtetischen („buffets“) gab man gemeinlicher das Gepräge von grösseren viereckigen oder auch wohl runden Tafeln, je nach ihrer Ausdehnung von vier oder mehreren Füssen getragen. Ihrer bediente man sich bei Festlichkeiten hauptsächlich zur Aufstellung von Gewürzen, Früchten, feinen Gebäcken und Confituren, doch auch, und zwar meist in Verbindung damit, von kostbaren Prunk- und Schauffässen. Vornämlich zu letzterem Zweck brachte man auf der Platte nicht selten einen besonderen Aufbau von zwei oder drei sich übereinander stufenförmig erhebenden Tragebrettern an, dadurch sie denn zugleich den eigentlichen Schautischen oder „dressoirs“ entsprachen. Diese Anrichtetische indessen, gleichviel ob so oder so angeordnet, wurden bei Gastgeboten und auch sonst mit nur höchst seltenen Ausnahmen völlig frei, gemeinlich inmitten des Raums, aufgestellt, dahingegen die eigentlichen Schautische von vornherein fast ausschliesslich bestimmt waren, gegen die Wand gelehnt zu werden. Während somit eine derartige Anordnung bei jenen zumeist entweder ringsherum oder doch mindestens auf zwei Seiten (vorn und hinterwärts) statt hatte, blieb sie bei diesen lediglich auf die vordere Seite beschränkt. Abgesehen von dieser Anordnung, dabei die Tragebretter (zwei bis drei) mitunter seitlich schrankartig umschlossen wurden, gestaltete man die „dressoirs“ zuvörderst noch völlig ähnlich den Schenktischen, etwa nur darin wechselnd, dass man sie gelegentlich ohne verschliessbaren Kasten belliess. Eine glänzendere Durchbildung erfuhren alle diese Tische erst im Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts, wo auch ihre besonderen Unterschiede mehr und mehr miteinander verschmolzen, so dass man bald den einen, bald den andern mit diesem oder mit jenem Namen bezeichnete. Gleichwie bei den Schenktischen die Platten, wurden bei den anderen Tischen die Tragebretter mit Tüchern bedeckt. Sie waren bei den seitlich umschränkten Brettern mit diesen von gleicher Länge, sonst aber durchschnittlich, zugleich zur Verkleidung der (freien) Seiten, beträchtlich länger, gewöhnlich von Linne oder Wolle, wohl seltener von Seide, weiss, mitunter damastartig gemustert, längs den Rändern farbig eingefasst, hier zuweilen ausserdem bunt oder mit Gold bestickt und mit Franzen besetzt. —

Die Betten erfuhren allmählig im Ganzen und Einzelnen einige Veränderung (vergl. S. 37; Fig. 30). Die Gestelle machte man breiter und versah sie am Kopfe mit einer senkrecht aufsteigenden, ziemlich hohen Wand. Statt nur einer Matratze wandte man jetzt häufiger zwei

übereinander an, fügte auch der oberen, ausser dem eigentlichen Kopfkissen, unter ihrem Ueberzuge, ein besonderes Kopfkissen hinzu. Auch die Bettdecke wurde bisweilen verdoppelt, vor allem aber die Ueberdecke über das gesammte Bettzeug nun fast ohne Ausnahme dergestalt erweitert, dass sie das Ganze, einzig mit Ausschluss jener Wand, vollständig verhüllte, was dann wiederum noch dahin führte, dass man das Gestell nicht mehr so reich, wie vordem, mit Schnitzarbeit u. dergl. schmückte, sondern solchen Schmuck fast lediglich auf die Rückenwand beschränkte. Den „Betthimmel“ vergrösserte man, so dass er das Bett nach den Seiten hin überragte. Dazu pflegte man ihn nun mehrentheils, anstatt von der Decke herab hängend zu befestigen; an seinen vier Ecken durch vier pfeilerartige Träger zu unterstützen, und somit geradezu baldachinartig zu gestalten. Den Seitenvorhängen gab man noch mehrere Fülle und stellte sie leichter verschiebbar her, indem man sie vermittelst Oesen oder Ringen über eiserne längs den Kanten der Bedachung angebrachte Stäbe hing. Im Uebrigen blieb man dabei gerade dieses Geräth vorzugsweise prunkvoll auszustatten. So einfach man das Gestell jetzt da, wo es den Blicken entzogen ward, behandelte, um so mehr Werth noch legte man auf die Kostbarkeit der Ueberdecken und des Betthimmels. Bei diesem boten sich überdies, nächst den Vorhängen und Zeugverkleidungen, die Stützen zu reicher Schnitzarbeit, Vergoldung u. s. w. dar. Die Vornehmen und Begütertesten wählten zu den grossen Ueberdecken und Seitenvorhängen bei weitem am häufigsten Seide, Sammt oder auch gar Goldstoff, und selbst zu den Ueberzügen der Matratzen, Kissen und Bettdecken nicht selten einfarbige oder buntgemusterte Seide; für die letzteren mitunter noch eine Fütterung mit irgendwelchem seltenem Pelzwerk. Ausserdem wurden namentlich die Decken und Vorhänge längs den Kanten reich eingefasst, sei es mit Stickerei oder mit eigenen Besätzen, und gelegentlich unterwärts mit Troddeln oder Franzen geziert. Neben den so geschmückten Betten zum alltäglichen Gebrauch kamen in fürstlichen Haushaltungen nun auch sogenannte „Paradebetten“ auf, deren Benutzung besonderen festlichen Vorkommnissen (Hochzeiten) u. s. w. vorbehalten blieb, welche Alles an Aufwand übertrafen, und kleinere, sofaähnliche Betten, um am Tage darauf zu ruhen. — Für die (Kinder-) Wiegen behielt man die ihnen bereits vorherrschend eigene Form von kleinen Bettkasten mit unmittelbar darunter befestigten Wiegehölzern bei. Etwa gegen Ende des Jahrhunderts indessen begann man die Kasten auch durch Füsse mit ebensolchen Hölzern zu erhöhen, oder auch ohne Füsse zu belassen, und in diesem Falle sie inmitten ihrer beiden Schmalseiten je mit einem Wirbel zu versehen und damit in ein besonders dazu gefertigtes zweiseitiges Untergestell, zu leicht schaukelnder Bewegbarkeit, einzu-

hängen. Diese drei Formen blieben seitdem, unter zunehmender Vorherrschaft der beiden letzteren, unausgesetzt in Gebrauch. Hinsichtlich ihrer Ausstattung verhielt es sich im Grunde genommen ganz ähnlich wie mit den Betten der Erwachsenen, nur dass man sie nicht (wenigstens nicht vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts) mit Seitenvorhängen umgab. —

Unter den Kleingeräthen häuslichen Bedarfs nahmen die vorerwähnten Kästchen fortdauernd eine Hauptstelle ein (S. 442). Sie dienten zur Aufbewahrung und zum Verschluss von Schmucksachen, Messern, Nähezeug und sonstigen derartigen Gegenständen, und bildeten demnach auch besonders ein Lieblingsgeräth der Weiber. Die grösseren bestanden zuweilen aus zwei oder mehreren neben- und übereinander geordneten Schubläden nebst zwei verschliessbaren (Flügel-) Thüren darüber. Ausser in den bereits genannten Stoffen, fertigte man sie von Silber, Silber vergoldet, von Gold und selbst von Gestein, gewöhnlich reich verziert, dazu man sie, bei ausnehmender Kostbarkeit, auch wohl mit einem ledernen Futteral umgab, das zuweilen ebenfalls mancherlei Schmuck durch Pressung, Malerei und Beschläge erhielt. Verzeichnet finden sich unter vielen: (um 1352) „ein Kästchen von Krystall nebst zierlich beschlagenem Umschlusskästchen von Leder“; (um 1372) „ein Kästchen von Gold, ringsherum geschmückt mit Darstellungen aus dem Leben der heiligen Margaretha in Email“; (um 1380) „ein Kästchen von weissem Jaspis, mit Gold eingefasst, an den vier Ecken mit Bildchen und besetzt mit Saphiren, Rubinen, Smaragden und Perlen“, und „ein Kästchen von Silber, mit Darstellungen in Email aus dem Leben der Maria, oberhalb ringsum den Deckel mit erhobenen Rosettchen.“ — Ingleichen wurden die Spiegel, als ein Hauptgegenstand der Weiber, von den vornehmen Ständen zunehmend kostbarer beliebt. Man stellte sie nunmehr nicht mehr ausschliesslich von polirtem Metall (Gold, Silber, Stahl und Zinn) her, sondern zuweilen auch schon aus geschliffenem Krystall mit einer metallenen Unterlage, jedoch auch jetzt noch höchst selten von Glas, während die Erfindung sie hinterwärts mit einem Amalgam von Zinn und Quecksilber zu überschmelzen überhaupt erst ziemlich spät, kaum vor Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts allgemeinere Verbreitung fand. Sie wurden auch fernerhin noch zumeist in der Eigenschaft von Hand- und Tragespiegeln von nur geringer Ausdehnung (rund, vier- und mehreckig) angefertigt, dazu nun aber ihre Umfassung und ihr Handgriff fast durchgängig äusserst reich und kunstvoll behandelt. Beispielsweise seien erwähnt: (um 1313) „ein Spiegel von Silber“; (um 1372) „ein Spiegel von Krystall, welchen ein Weib in Gestalt einer Sirene von vergoldetem Silber hält“; (um 1380) „ein Spiegel von Gold mit vier Rubinen, vier Saphiren und vierunddreissig Perlen besetzt“; „zwei hohe

Spiegel mit zwei Füßen von Elfenbein, der eine grösser als der andere“; „zwei Spiegel von Stahl, der grössere von Kupfer eingefasst und rückwärts damit bedeckt, der andere auf einem Holzgestell stehend“; und „ein kleiner Spiegel von Silber, längs den Rändern und rücklings emailirt, getragen von zwei Kindern in Mäntelchen und langen Kappen, diese mit Blümchen in Email bedeckt, stehend auf einem Plättchen mit einer Maske nebst zwei Füßen, darunter eine gesimsartige Platte mit emailirter Darstellung einer Hirschjagd.“ — Abgesehen von noch sonst hierhergehörigen Einzelgeräthen, wie etwa den Schreibzeugen und den zur Feuerung nothwendigen eisernen Hacken, Zangen und grösseren rostähnlichen Böcken der Kamine zum Auflegen der Holzscheite u. dergl., was Alles in reicheren Haushaltungen gleichfalls seinen Schmuck erhielt, würden in solchen jetzt allmählig auch kleine metallene Glocken zum Schellen der Dienerschaft, und neben den bereits bestehenden Sand- und Wasseruhren, etwa um den Schluss des Jahrhunderts, grössere Wanduhren mit einer Art von Räderwerk üblich. Diese Uhren indessen, wohl sicher von nur ziemlich einfachem Mechanismus, zählten auch noch im fünfzehnten Jahrhundert zu den selteneren Gegenständen. Sie dürften der Form nach im Ganzen den noch gegenwärtig beim Landvolk gebräuchlichen Schlag- und Gewichtsuhren entsprochen haben, nur dass man sie noch bis gegen Ende dieses Zeitraums ohne Pendel beliess und nur mit einem Stundenzeiger versah. Die Glocken fertigte man mitunter von Silber und selbst von Gold in zierlichster Durchbildung. Derartige Glocken werden ebenfalls mehrfach erwähnt; so unter anderem (um 1380 und 1399) „ein Glöckchen von Gold mit eingravirten Bildern und einem Griff in Gestalt zweier Engel, welche eine bekrönte Lilie halten.“

Gleichzeitig mit der zunehmenden Erweiterung der Wohnräume kamen, als besondere Schutzmittel gegen die Zugluft, grosse Flügelwände auf, dazu bestimmt, vor die noch zumeist nur durch Teppiche verhängten Thüren, und auch, bei geöffneten Fenstern, vor diese gestellt zu werden; ebenso auch bediente man sich ihrer, zum Abhalten der Hitze, als Vorsätze vor den geheizten Kaminen. Es waren entweder hölzerne Rähme mit starkem Teppichzeuge bespannt oder, jedoch minder häufig, Tafeln durchweg von Holz; in jedem Falle in Stoff und Holzwerk der Gesamtausstattung der Räumlichkeiten gemäss, dafür man sie verwandte, von thunlichst schmuckvoller Beschaffenheit. — Die Zimmerwände wurden nach wie vor ganz oder doch zum grösseren Theil mit Teppichen verhängen, die man jetzt noch immer allgemeiner von reichster Buntwirkerei beliebte.

So prunkvoll sich das Zimmergeräth im Verein mit den anderen geräthschaftlichen Dingen nach Zahl und Beschaffenheit unter den Grossen

und Vornehmen entfaltete, so einfach verblieb es im Ganzen doch einstweilen bei dem ehrsamem Bürgerstande. Mit Ausnahme von nur Einzelnen, die auf Grund ihres beträchtlichen Besitzthums es jenen ähnlich zu thun suchten, begnügte man sich in diesem Kreise noch zumeist mit verhältnissmässig nur wenigen Möbeln, auch ohne sie eben über ihren Nützlichkeitszweck hinaus durch Schmuck allzusehr zu vertheuern. Innerhalb dieses Standes, vorzüglich in Deutschland, galt eine gewisse nüchterne Sparsamkeit als eine Tugend, die derselbe indessen auch noch um so leichter auszuüben vermochte, als an ihn gesellschaftlich kaum schon einige besondere Ansprüche gestellt wurden. Auch die Reicheren darunter legten vorerst bei weitem weniger Werth auf eine kostbare Zimmereinrichtung, als etwa auf den Besitz von silbernen Geschirren, die ja von ihrem wirklichen Gehalte nichts verloren, um sie gelegentlich, bei festlichen Vorkommnissen, zur Schau zu stellen. Indessen, wie es die Zeitrichtung und Fortschritte im handwerklichen Betriebe nunmehr einmal mitbrachten, entbehrten doch auch die einfacheren Geräthe an sich keineswegs jegliches Schmucks, sondern erhielten, wenn gleichwohl nur in kunstloserer Form, immerhin mindestens ein dem herrschenden Geschmacke entsprechendes Gesamtgepräge. — Eine derartige bürgerliche Einrichtung beschränkte sich wohl selbst noch bis ins nächstfolgende Jahrhundert hinein grösstentheils auf die altherkömmlichen schweren Bankkästen, die ihre Stelle längs den Wänden behaupteten, auf einige bewegbare Truhen, einen oder mehrere Langtische und die erforderliche Anzahl von Betten. Besondere Stühle, versetzbare Bänke, Schenk- und Anrichtetische, Wandschränke, Schreibepulte, Lese- und alle noch sonstigen mehr dem Prunke oder der blossen Verannehmlichung dienenden Mobilien, blieben davon im Allgemeinen noch lange Zeit hindurch ausgeschlossen. Bei weitem die Mehrzahl dieser Möbel, hauptsächlich aber die Stühle, Bänke und Schränke, fanden hier noch durchgängiger ihren vollen Ersatz durch die langen Bankkästen und die Truhen, davon die Truhen ja in vielen Fällen auch noch sogar die Stelle eines Tisches vertraten. Bei Unbemittelteren machten sie nebst einfachem Nachtlager oft genug das gesammte Mobiliar aus. —

Im fünfzehnten Jahrhundert nun erfuhr, zugleich mit der Verallgemeinerung des Aufwandes überhaupt, auch das Geräth im Ganzen und Einzelnen sowohl hinsichtlich der Verwendung als der Ausstattungsweise eine bedeutende Steigerung. Da fortan die Tonangeberschaft in Allem, was Lebensweise und äusseren Anstand betraf, von dem durch Kriessunglück verarmten Frankreich auf den überaus reichen und prunksüchtigen Hof von Burgund vollständigst überging, wurde derselbe auch in diesem Punkte bald allseitig massgebend (S. 86; S. 102 ff.). Frankreich selber, auch noch für die nächste Folge (etwa bis 1430) überdies fast

unausgesetzt durch Hungersnoth und Pest aufs Heftigste bedrängt, konnte dem vorerst noch am wenigsten nachkommen. Ganz ähnlich verhielt es sich in England, wo die fortdauernden Kämpfe gleichfalls nach dieser Seite hin noch auf längere Zeit einen beschränkenden Einfluss ausübten. In Spanien und Italien aber schritt man auf den hier einmal eingeschlagenen eigenen Bahnen unbeirrt fort. So war es denn namentlich Deutschland, das bisher gerade in dieser Beziehung noch zumeist zurückgeblieben war, wo nun zuvörderst im engeren Anschlusse an die Bestrebungen der burgundischen Niederlande, gleichwie in den mehr auf den Luxus gerichteten kunsthandwerklichen Bethätigungen, so auch in Betreff des geräthlichen Aufwands ein allgemeiner Aufschwung statt hatte. Indessen erhob sich auch Frankreich, aus sich heraus, verhältnissmässig schnell; und noch vor der Mitte des Jahrhunderts begannen auch hier schon wiederum grössere Grundbesitzer, wie insbesondere der höhere Adel, in Aufführung von umfassenden Baulichkeiten und deren Einrichtung zu wetteifern, indem sie darin nun, freilich auch nicht ohne sich mehrentheils zu ruiniren, dem burgundischen Adel nachahmten. — Die Hauptwerkstätten für den davon zumeist berührten, kunsthandwerklichen Betrieb blieben im Wesentlichen überall die seitherigen. Zum Mittelpunkte derselben in Flandern wurde vorzugsweise Gent. Das Hauptgeschäft der Handelsvermittlung zwischen sämmtlichen Völkergebieten besorgte nach wie vor die „Hansa“, die um den Anfang dieses Zeitraums den Gipfel ihrer Macht erreichte.

In Ausübung der verschiedenen Zweige der Kunsthandwerke war man bereits zu einer Vollendung vorgeschritten, so dass es sich bei ihnen kaum mehr um eine noch weitere Durchbildung der einzelnen Behandlungsweisen als solcher, sondern höchstens nur noch um wiederum wirklich neue Erfindungen handeln konnte. Dies auch wurde nunmehr der eigentliche Punkt, um den sich fortan die Bestrebungen innerhalb dieses Betriebs vorherrschend bewegten. Und gleichwie die Fortentwicklung der gesammten äusseren Lebensverhältnisse die Handwerke erst wahrhaft befördert hatten, so liessen es sich jetzt diese in ihrem so gesteigerten Eigeninteresse unausgesetzt angelegen sein, den wachsenden Aufwand durch stete Zuführung von neuen Zier- und Bequemlichkeitsmitteln in beständiger Steigerung zu erhalten. Es bildeten sich neue Zünfte aus, und unter den schon bestehenden trat eine noch fernere Gliederung derselben nach ihren Sonderbethätigungen ein.

Innerhalb der Goldschmiedekunst und den damit verbundenen Kleinkünsten, der Emaillirung und Steinschneiderei, fanden, wie es scheint, zunächst noch am Wenigsten wirklich erhebliche Neuerungen statt. Die französischen Goldschmiede namentlich sahen sich in ihrem bisher so kräftig unterstützten Betrieb durch die traurige Lage des

Landes vollständig gehemmt, und da auch die sparsame Regierung *Ludwig XI.* (1461—1483) nicht geeignet war sie zu begünstigen, vermochten sie sich überhaupt erst wieder unter *Karl VIII.* (bis 1498), nach der glücklichen Beendigung seines italienischen Krieges, einigermaßen zu erheben. Demgegenüber waren es jetzt, nächst den italienischen Goldschmieden, die in ihrer Trefflichkeit unbeirrt fortarbeiteten, hauptsächlich die flandrischen, welche, nachhaltigst gefördert durch den Hof von Burgund, sich besonders auszeichneten, und hiernach die Deutschen, indem sie den letzteren eifrig und mit Glück nachstrebten. Was auf diesem Gebiete allmählig erfunden wurde, ging zum Theil von jenen aus. Es betraf dies, abgesehen von minder erheblichen Einzelheiten, einerseits die Emailmalerei, deren seitherige Verfahrungsweisen seitens italienischer Künstler noch eine Erweiterung erfuhren, andererseits die Steinschneiderei, sofern um 1467 ein Goldschmied in Brügge, *Louis de Berquen*, dahin gelangte, den Diamant zu schneiden und zu schleifen. Beides fand alsbald weitere Verbreitung, und so auch vorzugsweise in Frankreich, wo gegen Ende des Jahrhunderts dann namentlich die Emailmalerei vor allem in Limoges aufs Erfolgreichste betrieben ward. Die wesentliche Neuerung in dieser Kunst bestand darin, die verschiedenen Glasfarben sorgfältigst zu pulvern, mit Gummi zu versetzen, vermittelst eines Pinsels dergestalt auf das Metall zu übertragen und hiernach so im Feuer zu verschmelzen, dass das gefertigte Bild durchweg einem buntfarbigen zart behandelten Miniaturgemälde glich. Auch erfand man noch ein besonders künstliches Verfahren, dadurch es möglich wurde Emailen reliefartig darzustellen. —

Nächst dem aber ward auch die Metallarbeit an sich (einschliesslich der Goldschmiedekunst), wenn auch nicht gerade durch Erfindung, doch durch noch weitere Ausbildung und zunehmende Verallgemeinerung einiger Verzierungs mittel bereichert. Es waren hauptsächlich das sogenannte „niello“ und die „tausia“ oder „damaschino“ (franz. „damasquinerie“), welche zuvörderst vom Oriente aus nach Italien verbreitet worden waren und nunmehr von hier, im Verlauf der ersten Hälfte des Jahrhunderts, auch auf die übrigen Länder übergingen. Worin deren Behandlungsweisen bestanden, und dass man sich ihrer vorzüglich zum Schmuck von Waffen bediente, wurde bereits hervorgehoben (S. 334); jedoch ist dem hier noch hinzuzufügen, einmal dass man die *tausia* jetzt nicht mehr nur auf eine Einlage von Gold oder Silber in Eisen beschränkte, sondern allmählig dazu schritt die verschiedenen Metalle derartig in mannigfachster Abwechslung ineinanderzuzufügen, und dass man sie, ausser zum Schmuck von Rüststücken, nun auch zur Verzierung jeglicher metallener Geräte verwandte. — Die Kupferschmiede und Eisenarbeiter wurden durch Erfindung von mehreren zweckdienlicheren

Werkzeugen, als Drillbohrern, Ausschlagehämmern, Formambosen u. s. w. wesentlich gefördert. In Folge dessen erreichten die ersteren vornämlich im Treiben von Gefässen u. dergl. eine kunstgerechte Geschicklichkeit, welche sie auch die zierlichsten und schwierigsten Aufgaben glücklich lösen liess. Sie brachten es hierin schliesslich so weit, dass sie darin wohl im Allgemeinen selbst mit den Goldschmieden wetteifern konnten. Ganz demähnlich die Eisenschmiede, die sich nun, vor allem in Herstellung von künstlich durchgebildeten und thunlichst reich verzierten Schlössern, Beschlägen von Möbeln und kleinerem Gitterwerk möglichst hervorzuthun suchten. Dahingegen vernachlässigten sie dann aber mehr und mehr die grösseren Arbeiten, indem sie die dazu erforderlichen sonst aus freier Hand geschlagenen Platten, so vorwiegend gegen Ende des Jahrhunderts, immer häufiger durch schablonenmässig ausgeschnittenes Eisenblech ersetzten. — Die Bronze giesser blieben nicht zurück. Welch hohe Vollendung deren Betrieb schon bald nach Beginn dieses Zeitraums erreichte bezeugen, nächst mehreren Gusswerken, welche sich, dieser Zeit entstammend, in den nördlicheren Ländern erhalten haben, ganz insbesondere die kunstreichen Thüren des Baptisteriums in Florenz, die, von *Lorenzo Ghiberti* gefertigt, um 1424 vollendet wurden. — Die Zinn giesser beeiferten sich in Aufstellung von stets neuen Formen, darin die Deutschen auch für die Folge ihren Rang zu behaupten wussten.

Die Schnitzerei in Elfenbein, zuvörderst noch fortgesetzt in zunehmender Verwendung für rein weltliche Zwecke sehr thätig betrieben, nahm jedoch gegen Ende des Jahrhunderts, wenigstens in Frankreich und Italien, bedeutend ab. In Frankreich beruhte dies auf der nunmehrigen Wiederbelebung der Goldschmiedekunst daselbst, während man sich auch in Italien jetzt eben dieser Kunst, auf Kosten jener, noch mehr und mehr zuwandte. Nur in Deutschland fand darin einstweilen keine Beschränkung statt, wo man sich dieser Arbeit vielmehr in noch weiterem Umfange widmete, so dass sich hier gerade darin allmählig einzelne Städte, wie Augsburg und Nürnberg, einen weithin ausgezeichneten Ruf erwarben. Indessen, sieht man hiervon als einer Ausnahme ab, wurde jetzt dieser Betrieb doch im Ganzen namentlich auch durch die Vorherrschaft, zu der die Holzschnitzerei gelangte, ungemein zurückgedrängt.

Unter den Holzarbeitern, welche sämmtlich, bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Sonderbethätigungen, auf einander angewiesen blieben, waren es vor allem die Verfertiger von Zimmergeräthen (die Schreiner Tischler u. s. f.) und die eigentlichen Bildschnitzer, welche durch die unausgesetzte Steigerung der privatlichen Lebensverhältnisse und die sich daraus immer neu ergebenden Ansprüche zu beständiger Weiterförderung ihrer Handtierung gewissermassen gewaltsam fortgeschoben wurden. Beide traten in engste Verbindung. Und gleich-

wie nunmehr die „Schreiner“ und „Tischler“ das von ihnen gegen Ende des vorigen Zeitraums begonnene, zweckmässigere Verfahren der Verbindung und Gliederung der Einzeltheile mit einander (S. 412) völliger durchbildeten, schritten dementsprechend auch die Schnitzer in Herstellung des bildnerischen Schmucks zu möglicher Mannigfaltigkeit vor. Mit der noch ferneren Erweiterung der wohnhäuslichen Räumlichkeiten nahmen die zu deren Ausstattung bestimmten Möbel an Umfang zu. Die Schreiner, um dem genügen zu können, mussten Baukünstler im Kleinen werden, und die Bildschnitzer sahen sich zur Lösung von immer künstlerischeren und weitergreifenderen Aufgaben gedrängt. Die Schnitzverzierungen an den Möbeln fanden den allgemeinsten Beifall, so dass man in der Folge wohl selbst einzelne Geräthe der Art, namentlich wenn sie mit zur Schau dienen sollten, wie die kirchlichen Chorstühle, die Ehrensessel, die „*dressoirs*“ u. A., damit dergestalt bereicherte, dass sie zuweilen im Ganzen weit eher einem grossen Schnitzkunstwerke als solchem, denn einem eigentlichen Möbel glichen. — Noch wirkte auf diesen Betrieb überhaupt besonders günstig zurück, dass der Gebrauch von hölzernen, geschnitzten Wandbekleidungen mehr und mehr um sich griff, und auch, dass es immer üblicher wurde in den Zimmern selber kleine Abschlüge oder Nischen durch Umwandung von ebenfalls geschnitztem Holztafelwerk herzustellen. — Mit der steigenden Vorliebe für die Schnitzerei verlor sich der Geschmack, die Möbel stellenweis zu bemalen, fast gänzlich; nur die Vergoldung behielt man bei, indem man aber auch sie allmähig sehr bedeutend ermässigte. Die eingelegte Arbeit („*marqueterie*“) wurde, jedoch vorerst noch hauptsächlich nur zur Verzierung von kleineren Geräthen, mit zunehmender Geschicklichkeit fortbetrieben. — Um dem Holzwerk zugleich Glanz und noch mehr Festigkeit zu geben, pflegte man es jetzt durchgängiger mit Oel zu tränken und dann abzureiben.

Die Verfertigung des Glases wurde nicht allein in Italien, wie insonderheit auf der Insel Murano, noch sehr erheblich vermannigfalt und vervollkommnet, vielmehr gelangte, wenigstens gegen Ende des Jahrhunderts, auch in den nördlicheren Ländern zu mehrerer Bedeutung. Es war dies zunächst in Flandern der Fall, wo sich bis zu dieser Zeit bereits einzelne Glashütten gebildet hatten, welche sich eifrig bethätigten. Zwar vermochten auch sie vorerst noch nur einfarbige, weisse Gläser zu liefern, jedoch bald von solcher vorzüglichen Klarheit, dass man sie gelegentlich selbst zu Prachtgefässen verwendete und sie, zugleich als besondere Schaustücke, mit zierlicher Goldarbeit einfasste und mit Steinen, Perlen u. s. f. besetzte. Vor allem indessen fertigten sie, was allerdings auch weit wichtiger war, gewöhnlichere Gläser und Gebrauchsgefässe, und trugen somit wesentlich zu deren Verallgemeinerung

bei. So auch ward es jetzt bei den weltlichen Baulichkeiten überhaupt in immer weiterem Umfange üblich, die Fenstern mit Glas zu versehen, indem man das dafür noch zumeist angewandte geölte Papier oder Horn durch kleine viereckige oder runde, in Bleifassung vereinigte „Scheiben“ ersetzte. In Italien aber erfand man zu den hier schon seit lange zu hoher Vollendung gediehenen Verfahrungsarten noch einige besonders künstliche hinzu, die sich vorzüglich durch grosse Zierlichkeit auszeichneten. Dahin gehörten die „durchsprengten“ Gläser, welche bis in die kleinsten Theile als durchaus zersprungen erschienen, und vor allem die „*millefiori*“, welche theils mosaikartige Gebilde von verschiedenartigst gestalteten und gefärbten gläsernen Blümchen, Sternen und anderweitigen Figuren in mannigfachstem Wechsel umschlossen, theils, zuweilen damit verbunden, von bunten farbigen gläsernen Fäden in vielfachster Windung und Vertheilung, bald in regelmässiger Anordnung, bald unregelmässig durchzogen wurden. Von diesen Formen, die jedoch auch erst zu Ende des Jahrhunderts aufkamen, wurden in der Folge hauptsächlich die letzteren ungemein beliebt und äusserst sorgfältig durchgebildet. Nachdem die Verfertigungsweise derselben gänzlich verloren gegangen war, gelang es erst in jüngster Zeit, um 1834, einem Chemiker, Namens Fuss, sie von neuem zu erfinden.

Nunmehr, während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, nahm auch die Töpferei einen nachhaltigst erfolgreichen Aufschwung. Man erfand, und wie es scheint ziemlich gleichzeitig in Flandern, Deutschland und Italien, verschiedene Thonmischungen oder „Töpferteige“, welche die seitherigen Mischungen nicht nur an Feinheit und Bildsamkeit bei weitem übertrafen, sondern sich auch um Vieles härter, fast glasartig klingend, brannten, und somit auch eine sorgfältigere Glasirung und Bemalung gestatteten. In Flandern war es vornämlich Delft, und in Deutschland Köln am Rhein, wo man diese Erfindung zunächst am gewinnreichsten ausbeutete. An beiden Orten indessen beschränkte man sich einstweilen fast lediglich auf die Verfertigung von nur einfachen Gefässen, die man zum Theil noch selbst ohne Glasur und ohne irgend welche besondere farbige Zuthat beliess. Dennoch wurden sie allseitig sehr begehrt, und so insbesondere von Delft in grosser Anzahl nach England hin ausgeführt. Als bald jedoch fing man an sie sowohl im Ganzen zu färben, als auch ausserdem mit einzelnen farbigen Zierrathen zu bemalen. Fortan stellte man sie in allen Farben, blau, grau, braun u. s. w. je in dementsprechend farbiger Aufmalung, wie blau auf grau, schwarz auf braun u. s. w. her. Auch schritt man nicht lange hiernach dazu, sie stellenweis durch aufgelegte erhobene Bildereien zu schmücken, was aber wohl kaum schon vor Schluss dieses Zeitraums in weiterem Umfange geschah. — In Italien war es demnächst vor allem Faenza, wo man zu Ende des

Jahrhunderts derartige Geschirre, die später danach sogenannten „*fayences*“ am Vortrefflichsten fertigte. Sie kamen, vermöge des dazu verwendeten höchst feinen Gemisches, dem chinesischen Porzellan am nächsten, das man eben erst um diese Zeit, um 1474, und zwar zuvörderst in Venedig durch den dortigen Gesandten am persischen Hofe, *Joseph Barbari*, näher kennen lernte. Vermuthlich in Folge der Kenntniß von künstlich behandelten maurischen Töpferwaaren, welche auf der spanischen Insel Majorca von vorzüglichster Güte beschafft wurden, hatte man sich hauptsächlich in Oberitalien schon seit länger bemüht auch dies Gewerbe zugleich künstlerisch zu verwerthen. Jene Erfindung kam dem zu Gute. Und gelang es nunmehr dem Bildhauer *Luca della Robbia* (1400—1480) in Florenz ein Verfahren zu erfinden, Arbeiten aus gebrannter Erde farbig zu bemalen und im Feuer vollständig zu verglasen. Sofort richtete er dafür eine eigene Werkstätte ein, wobei es vorerst allerdings sein Hauptziel war, Ziergegenstände für bauliche Zwecke, als Kacheln, Fliessen, Gesimse u. dergl. zu fertigen. Doch blieb man keineswegs dabei stehen, sondern ging auch zur Verfertigung von derartigen Geschirren über, worin sich dann, wie zugleich auch in jenen anderweitigen Arbeiten, *Gubbio* von Pesaro (um 1480) ganz besonderen Ruhm erwarb. Von solcher mehrseitigen Bethätigung, deren Erzeugnisse (als „*Werke della Robbia*“ oder „*Gubbio*“) die Namen ihrer Erfinder fortsetzten, zweigte allmählig die Gefäßbildnerei zu einem selbständigen Betriebe ab, deren ausschliessliche Arbeiten man sodann, vermuthlich in Bezug auf Majorka als dem Hauptausgangspunkt dafür, gemeiniglicher „*majolica*“ und „*mezza majolica*“ nannte. Die Bemalung, die man hierbei in Anwendung brachte, bewegte sich noch geraume Zeit hindurch in nur wenigen Farben, ohne Angabe von Schatten und Halbtönen. Die Figuren umzog man mit Blau oder Schwarz, die Fleischtheile beliess man farblos (Weiss) und den Gewändern gab man im Ganzen einen nur leichten farbigen Anstrich. Eine kunstvollere Durchbildung erfuhr diese Art der Malerei, wie die *Majolica* überhaupt, erst seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo sich darin, vorzugsweise während der ersten Hälfte, bedeutende Künstler hervorthaten. Einer der frühesten unter ihnen, der schon um 1498 Ausgezeichnetes leistete, war *Georgio Andreoli* (gest. 1552).

Hinsichtlich der Teppichwirkerei bewahrten die flandrischen Weberwerkstätten ihren wohlbegründeten Ruhm. Abgesehen von den Fortschritten, welche sie im Allgemeinen machten, bildeten sie während dieses Zeitraums vor allem die „hochschäftige Wirkerei mit senkrechter Kette“, die sogenannte „*hautelisse*“ zu ungemeiner Vollendung aus; kaum minder ihre schon seither vielberühmten Brokatgewebe und Goldstickereien in Sammet und Seide. Im Uebrigen aber, was denn diesen Betrieb

wesentlich beförderte, nahm auch der Gebrauch von derartigen kostbaren Decken und Teppichen, vornämlich unter den höchsten und höheren Ständen, in einer Weise zu, die gelegentlich jedes Maass erdenklichen Aufwands überstieg; dies noch um so mehr, da jetzt als Wandschmuck insbesondere die zumeist künstlichen und theuersten Gewebe, die mit ausgedehnten figürlichen Darstellungen, geradezu Mode wurden: „Als man bei Gelegenheit der Vermählung *Karls VIII.* (um 1491) das Schloss Amboise ausstattete, verwandte man dazu an seidenen und golddurchwirkten Wandteppichen nicht weniger als mehrere tausend Ellen. Allein um den Hof damit zu bedecken, bedurfte man viertausend Hacken, und zu einem einzigen Gemach dreihundertsiebenundvierzig Ellen von dem stärksten Seidenstoff, darauf in fortlaufenden Bildern die Geschichte Mosis zu sehen war. Die anderen Teppiche enthielten Scenen aus der Mythologie, aus der älteren und der neueren Geschichte. Auf ihnen erblickte man unter anderem die siegreichen Thaten des Herkules, die Geschichte der Sybillen, die Eroberung von Troja, die Zerstörung Jerusalems, Einzelnes aus dem Roman von der Rose, und die Schlacht von Formigni, in welcher um 1450 Karl VII. die Engländer schlug.“ — Zur Bedeckung von Zimmergeräthen und zum Ueberziehen von Polstern wählte man dagegen noch fortdauernd zumeist nur buntgemusterte oder aber einfarbige, und dann gewöhnlich bestickte Stoffe. Mit zu den hauptsächlichen Stickereien, die man für diesen Zweck beliebte, zählten jetzt in beständiger Zunahme, nächst allegorischen Darstellungen, Wappen, Devisen u. dergl.

Schliesslich bleibe nicht unberührt, dass auch in der Verfertigung von Uhren ein erfolgreicher Fortschritt gemacht wurde. Solcher ging von Frankreich aus, wo um 1480 ein gewisser *Carovage* oder *Carovagius* die Spiralsprungfeder erfand und deren Triebkraft hierfür verwandte, wodurch denn zugleich der erste Anstoss zur Herstellung von kleineren Uhren gegeben ward. Auch wurden nun diese sehr bald darauf, und zwar schon im Jahre 1500; von *Peter Hele* in Nürnberg erfunden, und hiernach in nur wenigen Jahren bis zu dem Grade vervollkommenet, dass man auch dahin gelangte verhältnissmässig sehr kleine Uhren zum beständigen Gebrauch oder „Taschen-Uhren“, zu verfertigen. Sie indessen zählten noch lange zu den seltenen Prachtstücken. —

In Betreff nun der Gestaltungsweise des Geräths fand zuvörderst keine merkliche Wandlung statt. Sie vollzog sich auf diesem Gebiet, in bleibender Abhängigkeit von der ja auch nur allmäligen Fort- und Umbildung des kunstbaulichen Betriebs, überhaupt nur langsam, und gelangte so kaum schon vor der Mitte des Jahrhunderts zu entschiedenem Ausdruck. Auch bewegte sie sich noch bis zum Schlusse, und zum Theil darüber hinaus, lediglich innerhalb der Grenzen der bestehenden

„germanischen“ Grundform, ausgenommen in Italien, wo das bereits vorwiegende Bestreben die altrömische Formengebung wiederum zu vollerer Geltung zu bringen durchaus festen Boden gewann, und demnach gleich seit Beginn dieses Zeitraums eine neue Darstellungsform, die der „Renaissance“, begründete. In Spanien währte die Einmischung maurischer Ornamentalförmlichkeiten fort. Bei alledem äusserte sich die Wandlung im kunsthandwerklichen Betriebe im Allgemeinen wesentlich nur in der verzierenden Ausstattung und einer allmähigen Verminderung wahrhaft kunstgemässer Durchbildung und Gediegenheit. Es war dies eine natürliche Folge der zunehmenden Verallgemeinerung des geräthschaftlichen Aufwandes, da solcher sich eben zu dieser Zeit auch auf die minder begüterten, mittleren Stände hin ausdehnte. Demgegenüber kam man mit der seitherigen Sorgfalt in Verfertigung des Einzelnen nicht mehr aus. Man entwöhnte sich von ihr, indem man sie jetzt nur noch da anwandte, wo man etwa in besonderem Auftrage, durch die dafür ausgeworfene Summe, eigens dazu verpflichtet ward. Im Uebrigen aber begnügte man sich schon immer mehr mit einer Herstellung im Grossen oder Massverfertigung, was denn zugleich noch ausser der sich damit einstellenden Verflachung eine durchgängigere Einförmigkeit der Gegenstände mit sich brachte. Auch begann sich nun mit in Folge dessen unter den Gewerbetreibenden selber eine bestimmtere Sonderung zu eigentlichen Kunsthandwerkern und blossen Handwerkern vorzubereiten.

Gleichsam gegensätzlich dazu, doch in dieser Richtung durchaus begründet, gewann die verzierende Ausstattung an Fülle und Mannigfaltigkeit. Ganz ähnlich wie bei den Kunstbauten, wurde sie nun auch auf diesem Gebiete ein Hauptziel der Bethätigung. Die allseitig gewonnene vollkommene Handgeschicklichkeit in Verwerthung jeglicher Mittel, kam Dem ganz besonders zu statten. Fortan beschränkte man sich immer seltener namentlich die Gegenstände, bei denen es auf Prunk abgesehen war, in Berücksichtigung ihres Wesens eben kunstgemäss nur zu schmücken, sondern bestrebte sich, ohne eine derartige Rücksicht einzuhalten, sie im Ganzen lediglich zu einem Schmuckstück zu gestalten. In dem fortgesetzten Bemühen hauptsächlich in diesem Punkte durch stets neue Erfindungen vor überraschender Wirkung zu glänzen, verlor sich schliesslich der feinere Sinn für künstlerischen Zusammenklang. Die Hinneigung zur Ueberladung nahm in steigendem Grade zu. Sie artete zur Willkühr aus; man suchte nun wiederum ein Gegengewicht in einer Art von Vereinfachung, was aber, da man des gesetzmässig einander vermittelnden Halts entbehrte, zu starrer, nüchterner Leere umschlug. Und sonach bewegte man sich gegen Ende des Jahrhunderts denn theils in launenhafter Vermischung von starren oder doch nur mässig ornamental belebten Flächen mit einer zumeist übertriebenen Fülle von bunt zusammen-

geordnetem Zierwerk, theils in ausschliesslicher Verwendung des Letzteren. Neben den eigenen Erfindungen, die man hierfür anwandte, und welche sich jetzt noch weit häufiger als sonst in wunderlichen Herausbildungen von rein willkürlichen Figuren, von Pflanzen-, Thier- und Menschen-Gestalten u. s. w. äusserten, blieben es die baulichen Zierformen, die man dafür beanspruchte. Sie aber in ihrer nunmehrigen üppigeren Behandlung von reich gekräuseltem Blätterwerk, von verschiedenartigst verbundenem geraden und geschwungenem Maasswerk, von vielfachst gegliederten Säulchen und Stäbchen, von freien und durchbrochenen Bekrönungen, von überschanken oder gedrückten, auch halbeingezogenen Spitzbögen, von mannigfaltigst behandelten Flächengliederungen u. s. f., trugen denn nur noch um so mehr und um so entschiedener dazu bei, die geräthliche Verzierungsweise in noch Weiterem zu bereichern und so auch im Ganzen zu einem wahrhaften Zier-Gepränge auszuprägen.

Die kirchlichen Geräte wurden davon wiederum zunächst betroffen. Bei Beschaffung der heiligen Gefässe hielt man wohl noch am längsten an den gewohnten Einzelformen fest. Indessen nachdem man bei ihnen, etwa seit der Mitte des Jahrhunderts, überhaupt erst einmal begonnen hatte sie der neuen Geschmacksrichtung gemäss zu behandeln, wurden sie dieser dann um so schneller durchgängiger unterworfen. Keines derselben, soweit es die bedingte Grundform irgend gestattete, blieb hierbei unberührt. Und so auch wurde selbst der Kelch, obgleich gerade er im Verhältniss zu seinem Zwecke schon eine fast überwiegend schmuckvolle Ausstattung erfuhr, gelegentlich noch um Vieles reicher und mannigfaltiger durchgebildet. Fortan gestaltete man seinen Fuss, wenn in baulicher Anordnung, nicht selten zu einem förmlichen Bündel von reichst gegliedertem und durchbrochenem spitzbogigem Nischen- und Pfeilerwerk, oder, wenn in freierer Form, zu einem sich vielfachst durchschneidenden schwungvoll aufsteigenden Rosettenwerk mit reichst facettirtem Mittelknauf (*Fig. 188 a*); dazu bedeckte man nun die Kuppe häufiger bis über die Mitte hin entweder mit Maasswerk oder mit pflanzlichen Zierrathen, und zuweilen noch darüber mit eingravirten Darstellungen, dazu man vorzugsweise Scenen aus der Leidensgeschichte wählte. Auch pflegte man wohl den Kelch überdies in allen seinen Theilen, ohne Rücksicht auf seine Grundform, mitunter sogar in gedrängtester Weise, durch Filigranarbeit zu schmücken (*Fig. 188 b*). — Ungleich reicher, und in Bezug auf Erfindung von Einzelzierrathen und deren Verbindung miteinander zu einem bestimmten selbständigen Ganzen im höchsten Grade wechselgestaltig, entfaltete sich dann diese Richtung vornämlich an allen den Gefässen, die eben auch wieder ihrer besondereren zweckdienlichen Hauptfassung nach zu freierer Bethätigung aufforderten. Es waren dies nächst den mancherlei Kannen, den

Ciborien und kleinen Büchsen, die Räucherfässer und vor allem die Reliquienbehältnisse. Bei den ersteren allerdings, und so auch bei den Räuchergefässen, wenn gleichwohl bei diesen schon weit weniger,

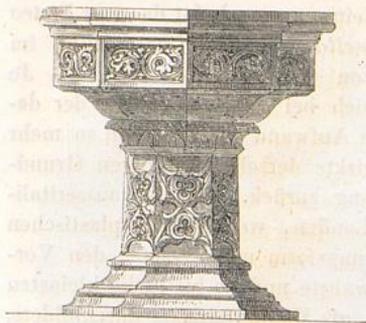
Fig. 188.



blieb man zufolge ihrer nothwendig einzuhaltenden Bedürfnissform immerhin noch im Allgemeinen auf gewisse Grenzen beschränkt. Doch wurden auch diese nun bis zum Aeussersten hin erweitert, indem man nicht allein die wunderlichsten Gestaltungen ersann, wie die von Menschen, Thieren, Pflanzen, Baulichkeiten u. dergl. zuweilen in seltsamster Verbindung, ja mitunter sogar der Art, dass sie dem eigentlichen Wesen der Sache geradezu widersprechen, sondern auch jede Verzierungsform, und zwar mit vorwiegender Hinneigung zu dem buntesten Maass- und Laubwerk, unbedenklich in Anwendung brachte. Vorzüglich aber in Herstellung der mancherlei Reliquienbehälter verlor man sich schliesslich in einer Fülle von so eigenthümlichen, verschiedenartigst reichen Bildungen von baulichem und sonstigem Gepräge nebst figürlichen und anderen rein phantastischen Zuthaten, dass es ein völlig zweckloses Bemühen sein würde, sie auch nur ihren Hauptgrundzügen nach irgend verständlich beschreiben zu wollen. Nur in Verfertigung der Monstranzen, darin sich die Deutschen auszeichneten, folgte man noch bis über den Schluss dieses Zeitraums vorwiegend der ihnen gleich von vornherein besonders zugeeigneten Form eines aus leichtem Strebewerk thurmartig umgliederten Gehäuses. — Ganz im Sinne der herrschenden Richtung verfuhr man dann auch in Herstellung sowohl der grösseren Behälter, wie namentlich auch der Taufsteine, die man nicht selten durchgängig

mit dem zierlichsten Maasswerk bedeckte (Fig. 189), als auch des verschiedenen Beleuchtungsgeräths. Von letzterem, das man nach wie vor aus Bronze oder Schmiedeeisen, doch zum Theil immer umfang-

Fig. 189.



reicher und prunkender verfertigte, gab man nunmehr den „Hängerkronen“, neben ihrer seitherigen reifenförmigen Anordnung, die Gestalt eines kugeligen oder langgezogenen, verschieden profilirten Mittelknaufs mit ringsherum vertheilten Armluchtern; diese gewöhnlich weit ausladend, geschwungen und von durchbrochener oder freier Laubwerk-Arbeit; der Knauf zuweilen mit einer rundbehandelten Figur, der heiligen Jungfrau u. A., bekrönt; auch in einzelnen Fällen diese Figur oder

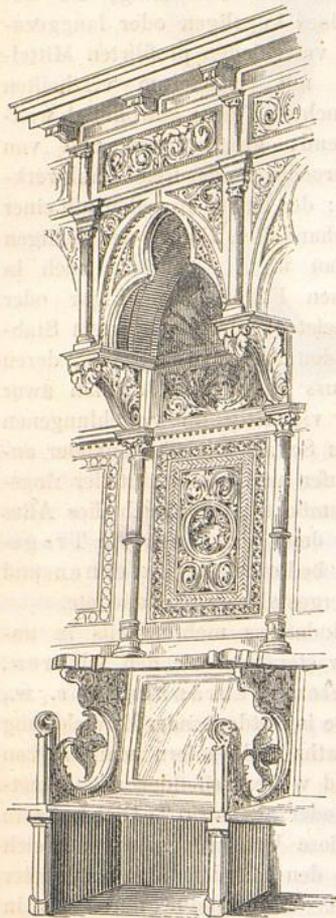
das ganze Mittelgestell von schlankem, meist ebenfalls verziertem Stabwerk gleichsam gitterartig umgeben. Bei den Altarleuchtern, deren Höhe man immer häufiger bis zu zwei Fuss steigerte, fuhr man zwar gemeinlich fort die Standplatte, drei- oder vierseitig, mit verschlungenen pflanzlichen und thierischen Gebilden, den Schaft mit übereinander angeordneten runden oder mehreckigen Knäufen und den Lichtteller ringsherum mit zinnenartiger Bekrönung zu schmücken, doch auch dies Alles jetzt um so viel reicher; gleichwie man denn nun auch die Tragleuchter, deren man sich bei Umgängen bediente, die Laternen und Wandleuchter oft zu den üppigsten Ziergestalten ausschmiedete.

An den kirchlichen Geräthen, die mindestens mehrentheils in unmittelbarer Beziehung zum Gebäude selber standen, wie den Altären, Kanzeln, Bischofssitzen, Chorstühlen, Schränken u. s. w., äusserte sich die neue Richtung vorzugsweise in fortdauernder Bereicherung und Vermannigfachung bildnerischen Zierraths und, sofern man sie von Holz verfertigte, ausserdem in zunehmend weitergreifender und künstlicherer Verwendung der eingelegten Arbeit oder „Intarsia.“ Dies Letztere hauptsächlich in Italien¹, wo nunmehr diese Verzierungsweise zugleich in Verbindung mit der Schnitzerei unter den Händen ausgezeichneter Meister ihre höchste Vollendung erreichte. Man stellte durch sie in grösster Feinheit der Form und, bei farbiger Behandlung, auch selbst der Tönung, nicht nur die verschiedensten Ornamente, sondern auch figürliche Compositionen, Ansichten von Baulichkeiten, Blumen, Früchte u. s. w.

¹ Vergl. besond. F. Kugler Geschichte der Baukunst. Beendigt von Dr. J. Burekhardt und Dr. W. Lübke. IV. S. 251 ff.

her. Sie bildete als Flacharbeit den Gegensatz zu dem erhobenen Schmuck, und wurde somit wesentlich zur Belebung von solchen Flächen verwendet, welche, wie die Füllungen der Schrankthüren, die hohen Rückenlehnen der Stühle u. a., ihrem Wesen nach eine erhobene Zierde nicht wohl gestatteten. Als ein vorzügliches Werk der Art noch aus dem Beginne

Fig. 190.

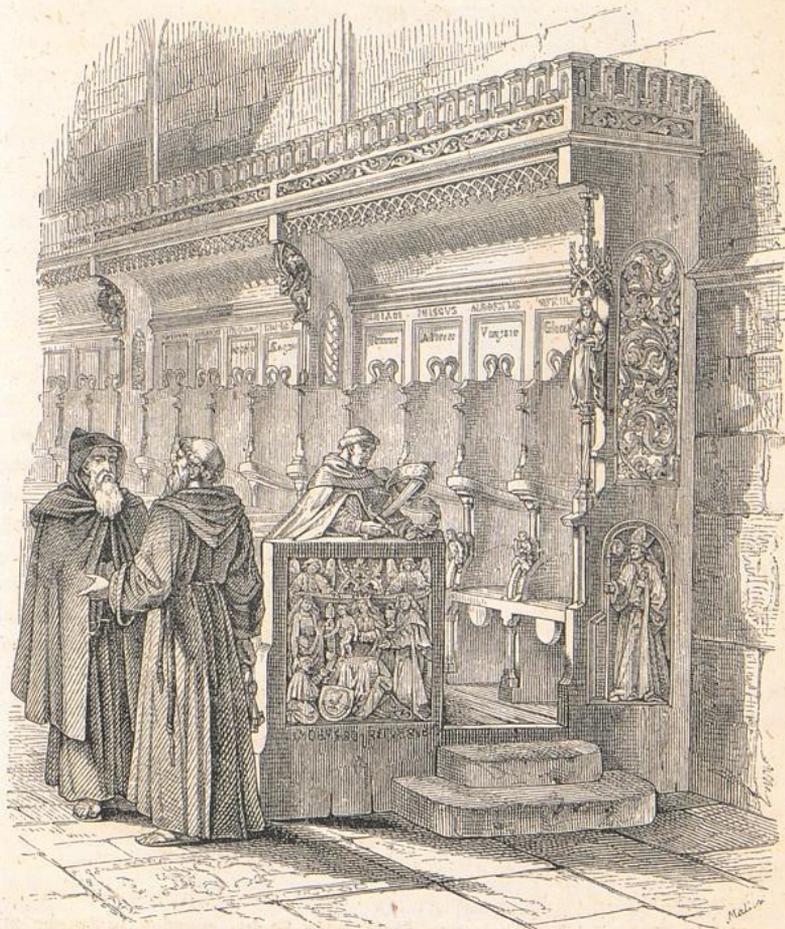


dieses Zeitraums erscheint das von *Pietro di Manella* gefertigte Chorgestühl im Dom von Orvieto (*Fig. 190*). — Je höher sich bei diesen Geräthen der decorative Aufwand steigerte, um so mehr auch wirkte derselbe auf deren Grundgestaltung zurück. In den ausseritalischen Landen, wo man der plastischen Verzierungsform unausgesetzt den Vorzug bewahrte und sie bis in die kleinsten Theile aufs Mannigfaltigste durchbildete, wurden die Gegenstände von ihr nicht selten geradezu überwuchert. Solches betraf denn wiederum vor allem die Bischofssitze und Chorstühle, indem man diese nun überall, wo es die Mittel nur irgend gewährten, im Anschlusse an ihre schon zumeist reiche Ausstattung zu wahrhaft überschwänglich wirkenden Prachtgestellen ausschmückte. Dazu kam, was wohl eine derartige Ausbildung namentlich nach der mehr baulichen Seite hin noch besonders begünstigte, dass man jetzt die Chorstühle fast durchgängig als ein zusammenhängendes Ganze über die Gesamtlänge der beiden Chorwände hin ausdehnte, so dass sie diese in bestimmter Höhe vollständigst bedeckten. Denn gleichwie sie hierdurch gewissermassen ein wesentlicher Schmucktheil des Baues selber wurden, forderten sie um so mehr zu einer seiner schmückenden Aus-

stattung entsprechenden Behandlung auf, ohne diese gerade architektonisch zu beschränken. Und eben demnach konnte sich an ihnen auch innerhalb der so gesteckten Grenzen die Phantasie aufs freieste und üppigste bethätigen. Unter den in den nördlichen Ländern noch zahlreich vor-

handenen Beispielen der Art zählen mit zu den einfacheren, obschon immerhin noch reich genug, das Wandgestühl der Spitalkirche zu Stuttgart, um 1490 vollendet (Fig. 191), zu den wohl überhaupt reichsten aber die

Fig. 191.

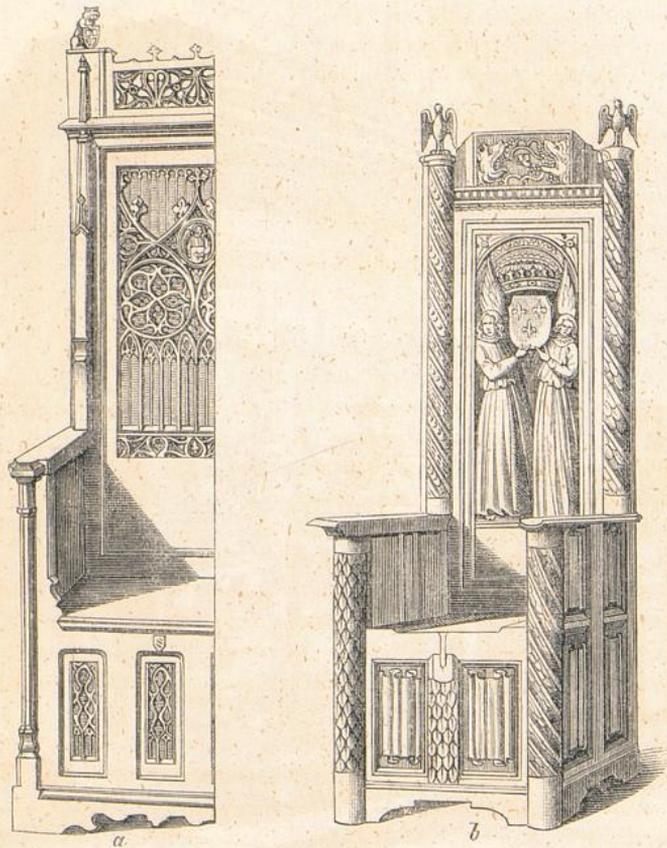


zugleich auch in rein künstlerischer Hinsicht höchst bedeutenden Chor-
stühle im Münster zu Ulm,¹ zwischen 1469 und 1474 von *Georg Sürlin*

¹ Abgebildet in den „Kunstblättern des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben“; vortrefflich aber in J. Egle. *Mittelalterliche Baudenkmale aus Schwaben. Die ehemalige freie Reichsstadt Ulm.* 2. u. 3. Heft. Stuttgart 1864.

angefertigt. — Bei den einzelnen Bischofssitzen, ebenso bei den noch anderweitigen kirchlichen Sesseln (*Fig. 192 a. b*) und Sitzbänken (*Fig. 193*) dehnte man jetzt den bildnerischen Schmuck nicht minder bis zur Ueberschwänglichkeit über sämtliche Theile aus. — Auch selbst

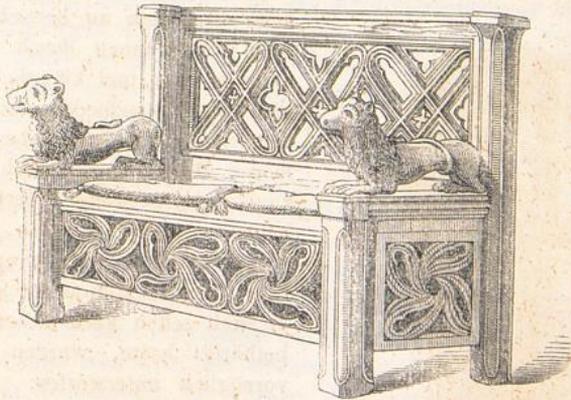
Fig. 192.



die Kanzeln, gleichviel ob von Holz oder Stein, wurden nunmehr zunehmend allgemeiner mit den verschiedenartigst reichst durchgebildeten Ornamenten durchaus bedeckt. Die höhere Bedeutung, welche sie gerade erst in diesem Zeitraum durch die steigende Anzahl ausgezeichnete Redner erhielten, trug das ihrige dazu bei. So auch begann man ihre Form im Ganzen in Betracht zu ziehen, und einer Wandlung zu unterwerfen. Während man die Kanzel vordem fast lediglich entweder als

eine ringsum völlig geschlossene oder als eine doch von mehreren Säulen getragene runde oder vierseitige Empore gestaltet hatte, beschaffte man sie jetzt vorwiegend als einen von nur einer Säule getragenen

Fig. 193.



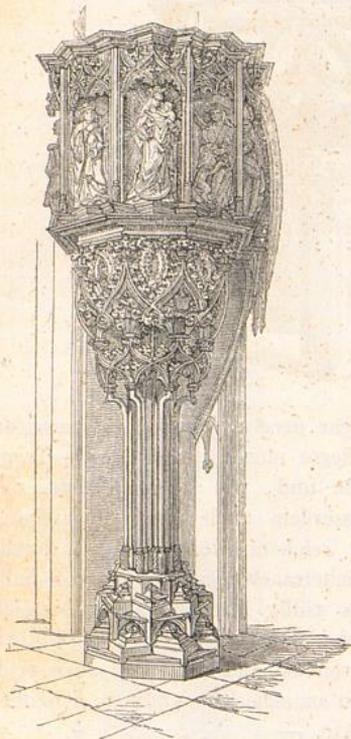
vielflächigen Stelraum, zuweilen sogar dergestalt, dass sie geradezu einem Kelche glich (Fig. 194). Dazu pflegte man nicht selten die Tragsäule selber halbgewunden zu behandeln und, wie alles Uebrige, mit Stab- und Maasswerk zu verzieren; ausserdem auch den Stufenaufgang in seinem Gelände dementsprechend zu reichem Maasswerk zu durchbrechen, und über dem Raum einen gleichermassen geschmückten Schalldeckel anzubringen. — Und eine dem völlig ähnliche, oft überreich decorative Ausstattung erhielten dann auch die Schränke,¹ die Truhnen und sonstigen derartigen Geräthe, bei welchen sich dies nun auch noch insbesondere auf die für sie erforderlichen mancherlei metallnen Arbeiten, als Schlösser, Beschläge u. s. w. erstreckte. —

Innerhalb der Beschaffung des ausserkirchlichen, häuslichen Geräths gelangte man, zufolge der sich hierfür anbietenden mannigfaltigeren

¹ Vergl. die Abbildung des überaus prächtig geschnitzten Schreins bei Du Sommerard. Les arts du moyen-âge etc. Ser. I, chap. XII. pl. XXXV. Derselbe, gegenwärtig in der oberen Kapelle des Hotel Cluny zu Paris aufgestellt, ist, zur Schaustellung von Heiligthümern, inmitten offen, in Fächer getheilt, darunter und darüber in ziemlicher Ausdehnung von einem in viele quadratische Felder gegliederten Holztafelwerk geschlossen. Sämmtliche Felder oder Füllungen sind unter vielfachstem Wechsel der Verzierungsformen, einzelne sogar durchbrochen, ausgeschnitzt. Das Ganze von einer im reichsten Stab- und Fialenwerk sorgfältigst behandelten Bekrönung bedeckt. Noch andere demähnliche Prachtstücke der kirchlichen Möbelschnitzerei s. ebendasselbst: pl. XXIV; pl. XXVII u. a. m. O.

Aufgaben, zu noch vielseitigerer Formenbildung. Die Gegenstände an sich blieben zwar im Ganzen die seitherigen, wenigstens war das, was man etwa dazu erfand, von keiner rückwirkenden Bedeutung; doch be-

Fig. 194.



beschränkte man sich bei ihnen nun nicht darauf, sie nur decorativ in noch Weiterem zu bereichern, sondern suchte ihnen durch fortgesetzt umfassendere und künstlichere Combinationen verschiedenartigster phantastischer oder dem Leben entnommener Darstellungen auch inhaltlich zunehmend grösseren Werth zu verleihen. — Die Gefässe, sowie die Tafelgeräthe überhaupt, daran man sich, als zumeist geeignet dafür, ja auch schon nach dieser Seite hin bethätigt hatte, wurden jetzt dem vorzüglich unterworfen. Ihre Herstellung verblieb einstweilen noch wesentlich Sache der Metallarbeiter, mithin, wo es auf Prunk abgesehen war, der Gold- und Silberschmiede. Denn da die Verbreitung künstlicherer gläserner Gefässe, so wenigstens in den ausseritalischen Ländern, überhaupt erst gegen Ende dieses Zeitraums begann, und auch die Erfindung künstlicherer glasierter und bemalter Thongeschirre ebenfalls erst um diese Zeit, und zwar wiederum lediglich in Italien, gemacht wurde

(S. 458), konnte der Gebrauch von derartigen Geräthen, namentlich zu solchen Zwecken, wohl kaum schon zu einer auch nur einigermaßen weitergreifenden Geltung gelangen. Weder diese Thongeschirre noch die eben erst jetzt in Italien verfertigten kostbaren Glasgefässe, die, wie die „*millefiori*“ u. A., für sich allein Prachtstücke bildeten, kamen etwa auch sogleich in den Welthandel. Ausserhalb Italien zählten sie noch lange zu den Seltenheiten, und auch in Italien fanden sie zunächst nur allmähig Aufnahme. In den nördlicheren Ländern sah man sich immer noch hauptsächlich auf das nur einfach farblose oder doch einfarbige Glas verwiesen. So auch fuhr man vornämlich hier fort dasselbe da, wo man es für Prunkgefässe verwendete, durch Umfassungen von reicher

Goldschmiedarbeit zu schmücken, es dadurch erst zu einem eigentlichen Kunstgegenstande zu erheben. Hierin blieb man dann aber allerdings auch nicht minder, wie in allem Uebrigen bemüht, das Höchste zu leisten. Bis zu welch hohem Grad der Vollendung man dies erreichte, dafür legt unter anderem der in der Ambrasersammlung zu Wien aufbewahrte, überaus kunstvoll behandelte Pokal Kaiser *Friedrichs III.* (1452 bis 1493) ein gewichtiges Zeugniß ab.¹ Jene Thongeschirre hingegen waren, zumal bei ihrer nur einfachen Art der Bemalung, vorerst noch überhaupt wenig geeignet um den mannigfachen Gold- und Silbergeräthen gegenüber, daran sich das Auge einmal gewöhnt hatte, als eigentliche Prunkstücke zu erscheinen. Abgesehen von dem Werth, den sie durch die Neuheit erhielten, vermochte man ihnen solchen in erhöhtem Grade wesentlich nur durch die Form und eine damit zusammenklingende Vertheilung der Farbe zu geben. Indessen auch darin bewegte man sich mindestens noch bis zum Schlusse dieses Zeitraums, wenn auch schon fein künstlerisch, doch im Ganzen nur ziemlich mässig. Hinsichtlich der Form liess man sich noch bei weitem mehr die möglichst klare Durchbildung der Grundgestalt als solcher, denn etwa die von zahlreich miteinander verbundenen Einzelzierrathen angelegen sein, und obschon man auch wohl die einzelnen Theile und Gliederungen durch bunte Glasirungen in reicherm Wechsel zu trennen und zu beleben suchte, beschränkte man die an sich nur wenig farbigen gemalten Darstellungen fast ausschliesslich entweder nur auf die Oberfläche breiter Umrandungen oder auf die Mitte des Grundes. Auch war die Verschiedenartigkeit dieser Geschirre vorläufig nur gering, und belief sich höchstens auf unterschiedlich grosse, bald tiefere, bald flachere Schüsseln, grössere vasenförmige Behälter und, wie es scheint vorerst jedoch auch nur sehr vereinzelt, auf einige zumeist einfache Gestaltungen von kleineren Kannen und Giessgefässen.

Bei der Verfertigung der Gold- und Silber-Geschirre knüpfte man wohl im Grunde genommen stets an die dafür bereits vorgebildeten, so mannigfachst verschiedenen Darstellungsweisen an (S. 432). Aber wie um so viel reicher und namentlich auch in Betreff der Anordnung des Einzelnen zum Ganzen noch um so umfassender und wirkungsvoller bewegte man sich darin nicht jetzt. Die Beschreibungen von den nunmehr beschafften Gegenständen in fürstlichen Inventarien lassen dies vor allem erkennen.² Sie wurden im Allgemeinen nicht nur zahlreicher, sondern auch beträchtlich ausführlicher, bis zur Umständlichkeit. Das Bemühen,

¹ Photograph. abgebildet bei E. v. Sacken. Kunstwerke und Geräte des Mittelalters und der Renaissance etc.

² Vergl. unter and. die betreffenden Inventare bei A. de Laborde. Les ducs de Bourgogne. 3 vols. Paris 1849 ff.

die Dinge möglichst genau zu verzeichnen, scheiterte nicht selten an deren jetzigen künstlicheren Fassung und oft überschwänglichen Fülle von vielfachst decorativem Beiwerk. Ohne davon noch ein durchaus anschauliches Bild gewähren zu können, geben sie aber eben nur um so entschiedener einen Begriff davon, bis zu welchem hohem Grade man darin vorging und welchen, also zuweilen selbst verwirrenden Eindruck von Pracht dies auf den Beschauer machen musste. —

Die sogenannten Brunnen, Dreifüsse, Schiffe u. dergl., wie überhaupt die umfangreicheren Tafelaufsätze, blieben vor allem Hauptgegenstände eingehendster Bethätigung. An ihnen entfaltete man innerhalb ihrer einmal gegebenen Grundformen sowohl in Erfindung figürlicher Darstellungen, als auch in Zusammenstellung von blossen Zierrathen und schmückender Behandlung, einen ungemeinen Reichthum. Wo man sich dazu, gleichwie schon seither, der baulichen Ornamente bediente, kam dem deren nunmehrige üppigere Durchbildung ganz besonders zu Gute. Dies war namentlich bei den Dreifüssen der Fall, da man sie gewöhnlicher in ihren Haupttheilen durchweg derartig gliederte. Aber auch auf die Gestaltung der Brunnen wirkte dies, wenigstens einerseits in dem gleichen Maasse zurück. Man beschaffte sie fortgesetzt zum Theil sogar gänzlich in Art kleiner Bauwerke, dabei mit Vorliebe an der Darstellung von Thürmen, zinnenbekrönten Schlössern oder Burgen u. dgl. festhaltend. Dies dehnte man indessen nun immer häufiger auch in noch weiterem Umfange zu eigentlich figürlichen und gelegentlich selbst landschaftlichen Schaustellungen aus. Die Burgen erhöhte man durch Felsen, besetzte diese stellenweis mit kleinen Thürmchen, mit Bäumen, Blumen u. s. f., und fügte dem zahlreich menschliche Figuren, gemeinlich anstürmende und vertheidigende Krieger zu Fuss und zu Ross, und auch wohl, bei friedlicheren Scenerien, verschiedene Thiergruppen hinzu. Ueberlieferungsweise noch ziemlich beliebt war die Darstellung von Minneburgen, welche Weiber gegen den Andrang verliebter Ritter zu schützen suchen. Um den Gesamteindruck möglichst zu steigern, pflegte man dies in einzelnen Theilen, so namentlich die Bäume, Blumen und sonst dazu geeignete Gegenstände farbig zu emalliren. Andererseits allerdings fuhr man auch fort die „Brunnen“, ohne Benutzung von baulichen Formen, völlig frei zu behandeln. Und hierin vorzüglich suchte man sich gerade jetzt durch stets neue und überraschendere Erfindungen hervorzuthun. Was nur eine Wirkung versprach, wurde dafür in Anspruch genommen. Die Gestaltungen, einestheils anknüpfend an die verschiedensten Erscheinungen und Vorkommnisse des wirklichen Lebens, andertheils lediglich dem Spiel der Phantasie entsprungen, vervielfältigten sich zu äusserstem Wechsel, und machten nicht selten völlig vergessen dass es sich bei ihnen doch wesentlich um ein Flüssigkeitsbehälter, mithin um

ein Gefäss handele. Neben dem Ernste sollte allmählig auch der Humor sein Recht haben. Was man auch nach dieser Seite hin schon geleistet, musste, wollte man auf Erfolg rechnen, thunlichst überboten werden. Bei der noch vorwiegenden Derbheit des Zeitalters und der bereits hauptsächlich in den höheren Kreisen tiefst gelockerten sittlichen Anschauungsweise nahm man es damit überdies nicht sehr genau. Man begnügte sich nicht mehr mit etwa nur seltsam komischen Zusammenstellungen, sei es von Menschen, Thieren oder Pflanzen, und mit karrikaturartig verzerrten Gegenständen, vielmehr brachte nunmehr auch Dinge hervor, die jedes zarteren Gefühls spotteten. Und gerade diese erfreuten sich selbst an Höfen wie dem burgundischen, die als Muster feinsten Anstands galten, eines ausnehmenden Beifalls. So, um nur eines Beispiels zu erwähnen, besass *Philipp der Gute von Burgund* einen „Brunnen“ von emailirtem Golde in Gestalt eines nackten Weibes, welches die Hände gesenkt gegen den Unterleib hielt, als wolle es seine Scham verdecken, während unter den Händen eine Fontaine hervorsprudelte, die sich in eine davor gestellte, vermuthlich krystallne Schale ergoss. Auch befanden sich unter den zahlreichen goldenen und silbernen Prachtgefässen, mit welchen derselbe Herzog bei einem grossen Gastmahle die Tafel bestellen liess, zwei demähnliche „Brunnen“; der eine wiederum ein Weib vorstellend, bei welchem der Wein jedoch aus den Brüsten quoll, der andere in Figur eines Kindes, welches sich dieser Flüssigkeit auf die natürlichste Weise entleerte. Gelegentlich ging man noch viel weiter. Man stellte Gegenstände und Situationen dar, die sich füglich nicht wohl schildern lassen. — Für die „Schiffe“ behielt man im Ganzen die Form von vollständigst aufgetakelten Seeschiffen bei, doch auch nicht ohne gleichfalls sie durch verschiedenartigst figürliche und sonstige, oft seltsam phantastische Zuthaten zu bereichern. Verschieden davon blieben die allerdings auch ferner noch ebenso (französ. *nef*, italien. *nave*) benannten, zumeist sehr umfassenden Tafelbestecke, dafür man indessen nun nicht minder die mannigfaltigst reichen Formen und Ausstattungsweisen ersann. — Dazu beliebte man diese Geräte insgesamt, ungeachtet ihrer Kostbarkeit, zunehmend umfangreicher und, zu gleichzeitigem Gebrauch, in immer grösserer Anzahl zu beschaffen. Für besonders glänzende Festmahle bestimmt, bei denen es zugleich Absicht war mit dem Reichthum zu prunken, fertigte man sie nicht selten von so beträchtlicher Ausdehnung, dass man sie nicht auf die allgemeine Tafel setzen konnte, sondern sich genöthigt sah eigene Gestelle dafür herzurichten oder sie geradezu auf der Erde anzuordnen. Leichter Bewegbarkeit wegen versah man sie zuweilen selbst mit kleinen Rädern oder Rollen. In solcher Weise wurden diese vorzüglich hervorragenden Prachtgegenstände theils neben- und übereinander aufgebaut, theils, zu

steigender Ueberraschung, in bestimmten Zeiträumen nach einander vorgefahren. Da gab es hohe und weite Burgen mit Thürmen und sonstigen Befestigungen, von Felsen oder Elephanten getragen, die gegeneinander anrollten, aus denen sich plötzlich eine Garbe von Schwärmern und Raketen prasselnd erhob; anderweitige Baulichkeiten, deren Wände aufs Reichste von zierlichem Maass- und Stabwerk gitterartig durchbrochen waren, in denen zahlreich seltene Vögel umherflogen; Thiere von ungeheurer Gestalt, die Feuer sprühten; verschiedenartig gebildete Brunnen (Thürme, Felsaufbaue, Grotten, zum Theil mit Teich-ähnlichen Behältern), welche aus zahlreichen Oeffnungen verschiedene Weine spendeten; grosse künstliche Fexirgefässe u. A. m. Wie in Allem was Prachtaufwand anbetraf der Hof von Burgund kaum noch eine Grenze kannte, bestrebte er sich auch nach dieser Seite hin das Aeusserte zu leisten. Wengleich sich die Festaustattungen *Philipps des Guten* mitunter schon bis zum Maasslosen hin verloren (S. 103 ff.), wurden sie zuweilen durch die *Karls des Kühnen* dennoch überboten. Als derselbe bei seiner Zusammenkunft in Trier mit dem Kaiser (um 1474), bei welcher Gelegenheit er überhaupt in pomphafter Weise auftrat (S. 104), ein grosses Festmahl veranstaltete, liess er die Tafeln durchaus mit silbernen und goldenen Geschirren bestellen, die, bei überaus prächtiger Arbeit, von Perlen und Edelsteinen erglänzten; darunter dreissig goldene Schüsseln, davon man eine der grösseren auf sechstausend Gulden schätzte. Und unter den zahlreich umfangreicheren Schaugeräthen, mit welchen er bei seiner Vermählung in Brügge (um 1467) das Hochzeitsmahl austattete, befanden sich nicht weniger als dreissig silberne Schiffe, jedes von sieben Fuss Länge, mit Masten und vollständigem Takelwerk, je von vier kleineren Böten begleitet, umgeben von Felsen und Seethieren. Die Schiffe enthielten zum Theil riesige Braten und sonstige festere Speisen, die Böte zumeist rohe oder eingemachte Früchte, allerlei Gewürze und Zuckergebackenes. — Ausserdem pflegte man nun wohl auch noch anderweitige Geschirre, wie hauptsächlich Platten, Schalen oder Schüsseln und einzelne Flüssigkeitsbehälter gelegentlich ebenfalls von sehr beträchtlichem Umfange herzustellen, indem man sie trotzdem nicht minder aufs Künstlichste und Reichste verzierte. Da die Platten, Schalen und Schüsseln von den Speisen, zu deren Auftracht sie dienten, zum grössten Theil völlig bedeckt wurden, boten sich bei ihnen einer derartigen Ausstattung wesentlich nur ihre Flachränder dar. Dennoch beschränkte man solche nicht lediglich darauf, vielmehr dehnte sie in einzelnen Fällen auch auf deren Boden und selbst über das ganze Geräth hin aus. Maasswerk, Laubwerk, Blumen, Früchte, Thiere, tanzende Kinder u. dergl., zuweilen dies Alles miteinander verbunden oder geschmackvoll vertheilt, auch wohl mit dem Wappenbilde des Besitzers

untermischt und theilweis farbig emaillirt, wählte man dafür bei weitem am liebsten. Den Flüssigkeitsbehältern aber, welche ihrer wenn auch immerhin bedingten Grundform nach eine äusserst mannigfaltige Durchbildung zuließen, gab man unter vielseitigstem Wechsel im Einzelnen vorwiegend die Gestalten von weitgeöffneten Kannen, verschieden profilirten Bowlen, bald schwerer bald zierlicher geschwungenen Vasen u. s. f., entweder mit kürzeren oder höheren Füßen, mit Henkeln oder henkellos; unterschiedlich mit erhobenen und sonstigen Zierrathen bedeckt. Papst *Paul II.* (1464—1471), der es liebte feierliche Gastgebote auch durch kostbare Geräthe zu verherrlichen, liess zu dem Zweck unter anderem zwei grosse silbervergoldete Vasen, vermuthlich Spül- oder Kühlgefässe, anfertigen, (jedes?) einhundertundachtzehn Pfund schwer. — Einem derartig höchstgesteigerten Aufwande konnten selbstverständlich immer nur die Reichsten, mithin stets nur sehr Wenige, wirklich Folge geben. Somit mag es denn allerdings auch oft genug vorgekommen sein dass man solche und demähnliche Geräthe lediglich auf den Schein hin, eben nur von Kupfer- oder gar Eisenblech in blosser Vergoldung oder Versilberung herstellte.

Von den sonstigen Tafelgeräthen behaupteten die Salzfässer als Hauptgegenstände künstlichster und reichster Behandlung ihren Rang. So gross auch die Mannigfaltigkeit der Formen war, die man dafür bereits in Anwendung gebracht hatte, wurden diese durch immer neue Einfälle noch bedeutend vermehrt. Einerseits erfuhren die ihnen schon zuertheilten Gestaltungen, so insbesondere die von Schiffchen und von schlangenumwundenen Schalen, durch verschiedentlichstes figürliches und anderes Beiwerk eine durchgreifende Erweiterung, andererseits aber schritt man, zuweilen in höchst sinnvoller Weise, zu völlig neuen Zusammenstellungen. Um dem möglichst genügen zu können, wandte man sich in steigendem Maasse der Mitbenützung von edlen und halbedlen Steinarten zu, indem man nun häufiger aus diesen das eigentliche Gefäss, gleichsam als den Kern der Gesamtdarstellung, entweder ganz oder doch theilweis verfertigte. Vornämlich wählte man dazu Krystall, Jaspis, Achat, Serpentin, Chalcedon u. dergl., damit sodann die besondere Goldarbeit aufs Wechselvollste verbindend. Jedem auch noch so wunderlichen Gedanken suchte man hierbei Ausdruck zu geben. Die schiffsförmigen Gefässe besetzte man jetzt zuweilen mit sechs und mehr Thürmen, mit Menschen, Thieren u. s. f. in vermehrter Zahl und oft sonderbarster Anordnung, umgab sie mit Muscheln, Seegewächsen und meist seltsam erdachten Seethieren. Die Schalen, die man, flacher oder tiefer, bald muschelartig, bald vasen-, bald korbformig, auch völlig willkürlich durchbildete, schmückte man an zwei einander gegenüber liegenden Seiten oder auch ringsum vorwiegend mit geflügelten Schlangen

oder demähnlichen Gethier, ausserdem mit allerlei anderem phantastischem Zierrath, dafür man die Vorbilder ebenfalls der Thierwelt, nächst dem aber auch der Menschen- und Pflanzenwelt entlehnte. Versah man sie, was nun häufiger geschah, mit einem Fuss oder Träger, so wählte man auch dafür zumeist die Gestalt eines Thiers oder Menschen, sei es nun die einer Frau, eines Ritters oder (und scheint dies besonders beliebt gewesen zu sein) eines reichbekleideten Orientalen. Diese Füsse, die man im Uebrigen auch baulich gliederte, pflegte man gelegentlich zu verdoppeln, zu verdrei- und vervierfachen. Auch bei Anwendung nur eines Fusses in menschlicher Gestalt, beliebte man vornämlich das Gefäss von dieser in den Händen oder auf dem Kopfe tragen zu lassen. Je dementsprechend wurden dann auch der Deckel möglichst sinn- und kunstvoll behandelt, gleichermassen theils mit Figuren, theils mit Laub- oder Rankenwerk u. s. f. ausgestattet. Zu dem Allem kam gemeiniglich ein kostbarer Besatz mit farbigen Edelsteinen, Perlen und eine, je dem Gegenstande gemässe, farbige Emailirung hinzu. Im Besitz des Herzogs von Berry befand sich (um 1416) ein grosses Salzfass, genannt „*la sallière au pavillon*“, dessen Boden von Chalcedon in Gestalt einer Muschel war, ringsum eingefasst nach Art eines Schiffs, am Rande mit fünf Rubinen, fünf Saphiren und sechzehn Perlen besetzt. An jedem Ende des Schiffs ein burgähnlicher Thurm; auf dem einen ein schwarz und weiss emailirter Hund mit einem kostbaren Halsbande, daran das Wappen des Herzogs hing, mit Saphiren, Rubinen und Perlen geziert, auf dem anderen ein Bär mit einem Helm auf dem Kopf nebst emailirtem Wappen der Herzogin, ebenfalls reich mit Steinen geschmückt. Der (darüber zu stülpende?) Deckel von Gold in Form eines (von Stabwerk durchbrochen gebildeten) Lusthäuschens („*pavillon*“), weiss emailirt, laubwerkartig bezogen mit einem in Laubwerk behandelten Knauf; darauf eine Lilie („*fleur de lis*“) mit vier Blüthen, jede derselben inmitten und oberhalb mit einem Saphir und einer Perle versehen. Das Ganze auf einem goldenen Wagen mit vier Rädern ruhend; jedes Rad inmitten durch eine grosse Perle ausgezeichnet. — Zuzufolge allgemein gesellschaftlicher Vorschrift sollte das Salzfass seinen Platz stets in der Mitte der Tafel erhalten.

Demnächst aber blieben hauptsächlich die Trinkgefässe, und hier nach, als ja zum Theil auch in engster Verbindung damit, die mancherlei Arten von Giessgeschirren oder „Kannen“ vielseitigster Durchbildung unterworfen. Selbst auch den Kannen, ungeachtet ihrer bedingten Grundform als Flüssigkeitsbehältern, suchte man nunmehr bei sehr unterschiedlichem Umfange in noch gesteigertem Grade die selbst wunderlichsten Phantasiegestaltungen zu geben. Ausser dem Gefäss als solchem wurden dafür gleichmässig dessen Deckel, Henkel und Ausguss in An-

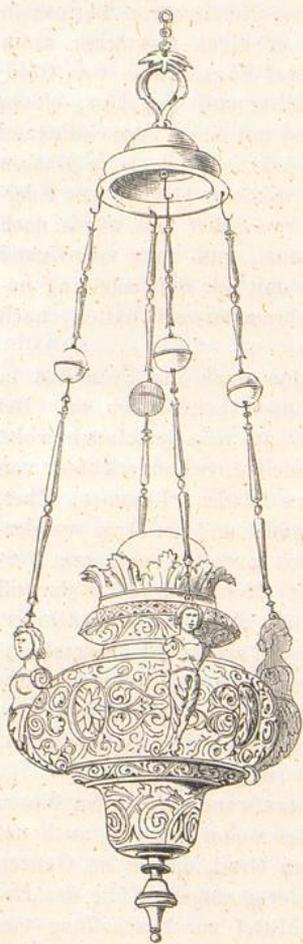
spruch genommen, dabei man denn diese Theile entweder je für sich selbständig decorativ, oder in irgend welcher Verbindung miteinander als ein zusammengehöriges Ganzes, behandelte. Unter Beibehalt der eigentlichen Kannenform, fertigte man diese bald rund, bald mehrflächig, schlanker und bauchiger; bildete sie glatt oder zu mannigfaltigsten Profilirungen aus, bedeckte sie ganz oder theilweis (in letzterem Falle wohl zumeist nach Maassgabe der einzelnen Gliederungen) mit getriebenen oder sonstigen Ornamenten, dazu man vorwiegend Maass-, Stab- und Laubwerk, doch auch mancherlei Figürliches wählte, und gab den Deckeln, Henkeln und Ausgüssen, mitunter also je in inhaltlicher Uebereinstimmung damit, die wechsellvollsten phantastischen, als auch der Thier-, Menschen- und Pflanzenwelt, zuweilen auch selbst der Baukunst entlehnten Zierformen. Deckel und Ausguss erhielten nach wie vor gelegentlich die Gestalt von Köpfen; der letztere häufiger die eines Thierkopfs mit weitgeöffnetem Rachen. Und bildete den Ausguss eine von unten aufsteigende Röhre, pflegte man ihn wohl schlangenhähnlich darzustellen und auch wohl mit dem Gefässe an sich durch Zwischenzierwerk zu verbinden. Für den Henkel beliebte man nicht selten die Figur eines langausgestreckten Thiers, wie auch die einer mehrfach gewundenen, drachenartig beflügelten Schlange u. dergl. m. Nächstdem aber gab man den Kannen auch eben durchaus, unter entsprechender Mitgestaltung aller ihrer Theile, die verschiedenlichsten Formen sowohl von Baulichkeiten, wie runden und vierseitigen, zinnenbekrönten Thürmen, und von Pflanzen, wie gekappten, von Laub umgebenen Baumstämmen, als auch von vollständigen Thieren und Menschen (hauptsächlich langbekleideten Weibern), von reitenden Damen u. a. m., sie auch hierbei dann noch besonders durch vielerlei schmückende Zuthaten in erhobener und eingeschmolzener Arbeit („tarsia“), in Gravirung, Emaillirung u. s. w. ausstattend. — An den Trinkgefässen jedoch vermochte man ja auch noch einen um so grösseren Formenreichthum zu entfalten, als gerade diese schon von vornherein die verschiedenlichsten Grundgestaltungen darboten. Wohl keine derselben blieb von dem jetzt allgemein vorwiegenden Bestreben, stets Neues zu liefern, unberührt. Und überblickt man die dahin bezüglichen überaus zahlreichen Beschreibungen der Inventarien, sie mit den, wenn auch in verhältnissmässig nur geringer Anzahl vorhandenen Geschirren der Art vergleichend, wird man zu der Annahme gedrängt, dass man es hierbei geflissentlich vermied sich irgendwie zu wiederholen. Es gilt dies für alle Länder gleichmässig; obschon es fast scheint als habe sich das trinklustige Deutschland nunmehr vor allem darin ausgezeichnet. Mit der Vermannigfachung der Formen wuchsen die Benennungen; kein Volk aber besass deren alsbald so viele, als das deutsche. Dies unterschied bereits gegen Ende des Jahrhunderts einerseits nach der Gesamt-

fassung oder auch wohl nach dem Maassinhalte „*Scheirn* (*Scheur*, *Schewrn*, *Schauer* oder *Schouwer*), *Humpen*, *Kelch*, *Pecher* (*Becher*), *Krug*, *Kanne*, *Chopf* (*Schoppen*, *Kopf*)“ u. s. w., andererseits nach Form und Stoff „*Muskat*, *Eichel*, *Kokosnuss*, *Traube*, *Strauss*, *Pelikan*, *Schwan*, *Schiff*“ u. dergl., und überdies auch nach Sondergestaltungen „*Mönch*, *Nonne*, *Narr*, *Reiter*, *Greifenklaue*, *Horn*“ u. a. m. Bei dem allen liess man in Durchbildung des Einzelnen, sowie in der Ausstattung überhaupt, der Phantasie den freiesten Lauf. Jede nur erdenkliche auch noch so eigenthümliche Zusammenstellung, gleichviel ob sie dem Zwecke eignete, suchte man diesem dienstbar zu machen und ihr, soweit es dabei zugleich auf wirklichen Prunk abgesehen war, durch thunlichst künstliche Mitverwerthung jeglicher Verzierungsmittel das Gepräge einer absonderlich künstlerischen Vollendung zu geben. Aus diesem Bemühen gingen jetzt selbst auch Becher oder Humpen hervor, die sich vermittelt eines eigenen Mechanismus scheinbar von selbst bewegten, und sogenannte Credenz- oder Doppel-Becher, welche beide, zumeist von gleicher Form- und Durchbildung, mitunter sogar durch ein henkelartiges Charnier verbunden, dergestalt aufeinander passten, dass einer den Deckel des anderen bildete.¹ Auch hatte solches Bemühen noch besonders zur Folge dass man nun neben den für Trinkgeschirre bereits mehrfach benutzten verschiedenlichen Stoffen und Gegenständen, als seltenen Hölzern (*Maser*), *Glas*, *Krystall*, *Elfenbein*, *Horn* (jetzt namentlich auch *Schildpad* und *Rhinozeroshorn*), *Strausseneiern*, *Kokosnüssen*, *Kürbissen* u. dergl., nächst *Muscheln* (*Nautilus*) und *Perlmutter*, gleich wie bei den *Salzfässern*, die mancherlei halbedlen Steinarten (*Chalcedon*, *Achat*, *Serpentin*, *Alabaster* u. s. w.) zunehmend häufiger in Mitauwendung brachte, was denn allerdings auch einen noch weiteren Wechsel im Ganzen und Einzelnen sehr begünstigte. Denn Hauptsache blieben auch hierbei vor allem die Einfassungen in *Gold-* und *Silberschmiedearbeit*, wie deren möglichst sinnvolle Anordnung und verschiedenst schmuckreiche Behandlung. Und dazu kamen, wenn zuvörderst auch nur in *Oberitalien* in weiterem Umfange, die nun nicht minder zahlreich wechselgestaltigen und zum Theil so überaus zierlich durchgebildeten farbigen Gläser („*millefiori*“ u. a.), und auch diese zuweilen noch überdies in reicher metallener Fassung hinzu. Zwei hierher zu zählende Gläser, etwa aus dem Ende dieses Zeitraums, besitzt das *Museum in Berlin*: beide von nur geringer Grösse, das eine von tief blauer, das andere von tief grüner Farbe; auf beiden eine *Malerei* eingebraunt. Das blaue enthält *mythologische Darstellungen*, das andere fein künstlerisch durchgeführte *Ornamente*, *Sphinx* und *Genien*. —

¹ H. v. Hefner-Alteneck. *Geräthschaften des Mittelalters* u. s. w. I. Taf. 35; vergl. daselbst auch I. Taf. 18; II. Taf. 7 (*Trinkhorn*).

Ingleichem suchte man sich nun auch an allen den noch übrigen Geräthen, wie den Confectträgern oder „*drageoirs*“, den Löffeln, Messern und (einzelnen) Gabeln, den mancherlei Gegenständen der Toilette, als Waschbecken, Näpfen, Kannen und Kännchen,

Fig. 195.



kleinen Bestecken, Kämmen u. dgl., als auch an den Beleuchtungsgeräthen, den einfachen Standleuchtern, Hängelampen (Fig. 195), Nachlichthaltern u. a., nach den verschiedenen Richtungen hin fortschritt-mässig zu bethätigen. Die Confectträger namentlich gestatteten in Anordnung ihrer Tragschalen und deren Verbindung miteinander einen ungemeinen Wechsel. *Philipp der Gute* und *Karl der Kühne* besaßen zwei Geräthe der Art, die zufolge ihrer eingehenden Inventarbeschreibungen von äusserst kunstvoller Durchbildung und Kostbarkeit gewesen sein müssen.¹

Von anderen Geräthen seien hier nur erwähnt: (um 1412) „ein Löffel von Serpentin mit krystallnem, goldbesetztem Stiel und eine Gabel, beides in einem Etuis von Leder“; (um 1416) „ein Löffel, ein Messer, eine Gabel, ein Pfriem, ein Ohrlöffel und ein Zahnstocher, sämmtlich von Krystall, mit Gold und je oberhalb mit einer Perle besetzt, in lederner Kapsel“; (um 1467) „fünf Löffel von Krystall, inmitten mit Gold und emallirt; eine kleine Gabel von Krystall mit Gold und ringsum mit fünfzehn Perlen geschmückt“; (um 1420) „ein grosses deutsches Messer, umgeben von sechs kleinen Messern, einer Feile (zum Schärfen), einem Pfriem und einer Gabel, an einer Kette mit einem Schlosse hängend“; (um 1410) „ein runder Spiegel, auf der einen Seite gemalt die heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben

von den Aposteln, mit einem Krystallglas darüber, auf der anderen Seite das Spiegelglas, ringsum mit acht Perlen eingefasst“; (um 1470) „zwei

¹ A. de Labord. Les ducs de Bourgogne. No. 2261, 2262.

Töpfe (*pots*) zu Wasser, beide blau emaillirt, je auf silbervergoldetem Fuss, ausserhalb inmitten bandartig geschmückt, mit einem Deckel in Form einer Krone, die Henkel von vergoldetem Silber“ u. s. f. Unter den zahlreichen Prachtgeräthen, welche *Maria Sforza* (um 1476) hinterliess, befand sich auch ein ganz goldenes Tafelservice, von jedem Stück ein Dutzend.¹ Und „als Cardinal *Pietro Riario* (um 1473) die *Lionora von Aragon* auf ihrer Durchreise als Braut des Herzogs von Ferrara in seinem Palaste zu Rom beherbergte, versah er deren Gemächer unter vielem Anderem mit vier Leuchtern nebst zwei Engelfiguren von Gold, einem Betstuhl mit Löwenfüssen ganz von Silber und vergoldet, einem vollständigen Kamingeräth ganz von Silber, und mit einem sogar silbernen Nachtstuhl nebst goldenem Gefäss darin; den Speisesaal mit einem grossen Büffet von zwölf Absätzen, voll goldener und silberner Gefässe mit Edelsteinen. Das Tafelgeschirr bestand durchweg von Silber und wurde nach jeder Speise gewechselt.“ — Zudem galt es nun, und zwar vorwiegend in Italien, geradezu als Modegesetz, dass die mit zur Schauellung bestimmten Geräte, auch wenn sie einerlei Gebrauchszweck hatten, nach Stoff und Form möglichst verschieden seien.“

Mit dem Aufwande in Tafelgeräthen nahm auch die Prunklust in Herstellung und Ausstattung der Speisen noch beträchtlich zu. Bei ausnehmend festlichen, grossen Gastgeboten pflegte man jetzt auch wohl, ausser den schon üblichen kunstvoll behandelten Schaugerichten von Pfauen, Fasanen u. A. (S. 439), selbst ganze Rinder, Lämmer, Eber, Hirsche, grosse Fische u. dergl. gebraten, vergoldet und auf sonst wunderliche Weise geschmückt, aufzustellen. So auch gestaltete man nun vorzüglich die mancherlei Arten von Pasteten und Mehlgebäcke zunehmend umfangreicher und seltsamer, dabei nicht selten in Form weitgedehnter, buntfarbig geschmückter Baulichkeiten mit allerlei scherzhaft überraschenden Zuthaten, und richtete zuweilen auch sogar die beizugebenden Gemüse, Früchte, Gewürze u. s. f. in einer so sonderbaren Weise her, dass sie eher einem phantastischen Kunsterzeugniss oder einem Naturwunder, denn einem geniessbaren Gegenstande glichen (vergl. S. 104). —

Indessen, wie sich nun auch der Prachtaufwand nach allen diesen Seiten hin steigerte und wie um noch so viel weiter derselbe auch um sich griff, blieb doch selbstverständlich für den Grad, den er im Ganzen und Einzelnen erreichte, stets die grössere oder geringere Fülle des Besitzthums allein maassgebend. Und wo die Mittel zur Beschaffung von derartig kostbaren Geräthen fehlten, musste man es sich nach wie vor, je nach Vermögen, an mehr oder minder künstlich behandelten oder auch

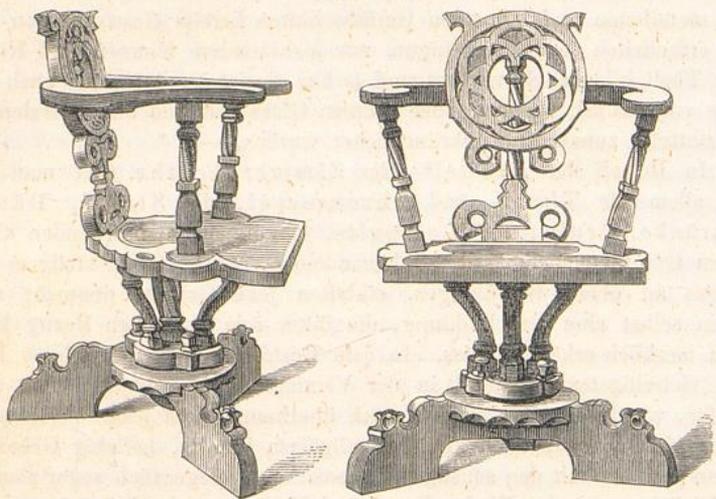
¹ F. Kugler. Geschichte der Baukunst. Beendigt von Dr. J. Burckhardt und Dr. W. Lübke. IV. S. 314 ff.

gänzlich kunstlosen Geschirren von Kupfer, Zinn, Eisenblech, gebrannter Erde und Holz genügen lassen. Kupfer und vor allem Zinn spielten noch immer, auch in den begüterteren Kreisen, die Hauptrolle; jenes, nächst dem Eisen, beim Küchen- und Kochgeräth, dieses vorzüglich beim Tafelgeschirr und den mancherlei Giess- und Trinkgefässen. Ueberhaupt aber währte in der Verwendung von allen solchen Geschirren das seitherige Verhalten auch im grossen Ganzen noch ziemlich unverändert fort (S. 440), sich nun höchstens noch darin erweiternd, dass der reichere Bürgerstand allmählig noch vielfältiger, als schon vordem, kostbare Geräthe von Metall beanspruchte, und auch wohl im Allgemeinen neben den metallenen und hölzernen Geräthschaften bereits Geschirre von dem neu erfundenen festeren Steingut, wie insbesondere Kannen und Krüge, zum Theil bildnerisch verziert und farbig glasirt (S. 457), als auch Gefässe von einfach weissem oder grünem Glase mit und ohne verzierende Ausstattung zunehmend gebräuchlicher wurden. —

In Betreff der „Möbel“ oder Zimmergeräthe fuhr man fort vor allem die Thron- und Ehrensessel, die Stühle, Bänke, Schränke, Truhen und Lesepulte, den ihnen entsprechenden kirchlichen Geräthen ebenmässig zu behandeln (S. 463). So in stetigem Anschluss an deren Wandlungen, erhielten jene Geräthe nunmehr nicht selten selbst eine Durchbildung, die ihren rein weltlichen Bezug kaum noch merklich erkennen liess. In dem Bestreben nach möglichster Fülle und vielseitigstem Wechsel in der Verzierungsweise machte man auch hierfür, wie für das weltliche Geräth überhaupt, von jeder Verzierungsform, gleichviel ob auch kirchlich-religiösen Inhalts, beliebig Gebrauch, indem man sie mit den sonstigen Ornamenten, gelegentlich sogar ziemlich willkürlich verband. Weder Engel und Heilige, noch christliche symbolische Gegenstände blieben jetzt davon ausgeschlossen, höchstens dass man sich dabei vorerst noch der Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau und der Leidensgeschichte Christi enthielt.

Nächst dem aber versäumte man doch auch in Herstellung aller dieser Geräthe nicht, den fortgesetzt steigenden Anforderungen des häuslichen und gesellschaftlichen Verkehrs in thunlichster Weise gerecht zu werden. Man beschränkte sich bei ihnen keineswegs auf eine blosser Nachahmung kirchlicher Vorbilder, sondern bemühte sich auch sie im Einzelnen, unterschiedlich davon, noch zweckmässiger und selbst noch reicher, als schon seither, zu gestalten. Die bestehenden Formen von Ehrensesseln, Bänken und Stühlen bildete man theils im Ornament noch prunkvoller und überschwänglicher aus, theils fügte man ihnen völlig neue Formen hinzu, und schmückte sie sämmtlich überdies durch noch umfangreichere und wo möglich noch kostbarere Ueberdecken und Behänge, indem man sich jetzt deren Anordnung auch zu pomphafter Wirkung

ganz besonders angelegen sein liess. Neben den bereits so vielgestaltigen Sesseln und Stühlen, darunter man den hochlehnigen Ehrensesseln unausgesetzt in jeder Rücksicht imponirenden Schmucks die grösste Aufmerksamkeit widmete, stellte man nunmehr, ausser noch mancherlei anderen mehr oder minder zweckdienlichen Sitzen, auch künstliche Drehstühle von unterschiedlicher Zusammensetzung (*Fig. 196*) und, zu besonderem Gebrauch, wie namentlich für Kranke, auch eigene bequem eingerichtete Rollstühle her. Als die Gemahlin *Karls VI., Isabella von Baiern*,

Fig. 196.

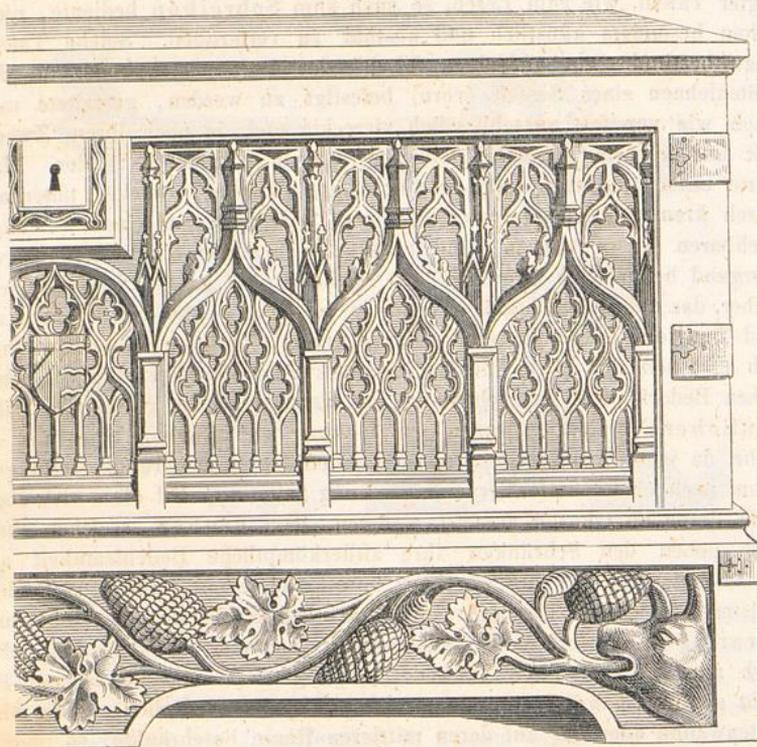
sich krankheitshalber zum Gehen zu schwach fühlte, bediente sie sich (um 1415) eines solchen, auf vier Rädern ruhenden Sessels von Nussbaumholz, der zugleich zum Tragen eingerichtet war, welchen der Stellmacher *Mahier* in Paris angefertigt hatte.¹ — Die Lesepulte, die wohl seit Erfindung der Buchdruckerkunst zufolge der dadurch geförderten Verbreitung von Schriftwerken in keinem begüterten Hauswesen, das als gebildet gelten wollte, mehr fehlen durften, wurden nach mehreren Seiten hin noch um vieles bequemer beschafft. Ohne die dafür üblichen Formen von drehbaren Ständern mit schrägen Gestellplatten und die von sägebockartigen Gestellen aufzugeben, bildete man diese doch zum Theil noch umfangreicher und zierlicher aus, und vermehrte sie ausserdem durch ein- und mehrfüssige fischähnliche Gestelle mit runder oder mehr-

¹ M. de Laborde. Notice des émaux, bijoux et objets divers etc. II. (unter „châières“) S. 200.

seitiger, leicht drehbarer Platte, diese inmitten mit einer Vorrichtung zum Aufstecken von einer oder mehreren Kerzen versehen. Zudem aber gab man dem Untergestell auch immer häufiger, zur Niederlegung und Aufbewahrung von Büchern, die Gestalt eines kastenartigen Behälters, im Innern zunehmend zweckentsprechender zu mehreren Fächern abgetheilt, vorn offen oder zum Verschliessen, was man dann gelegentlich auch noch eigens reich durchbildete. Ebenso pflegte man jetzt auch die einzelnen Schrägpulte, deren man sich als zumeist nur einfach unterlegter Tafeln, wie zum Lesen, so auch zum Schreiben bediente, nicht selten besonders künstlich und kostbar zu verfertigen. Solche Tafeln, dazu bestimmt um auf einen Tisch oder Pult gestellt oder an den Seitenlehnen eines Sessels (vorn) befestigt zu werden, gestaltete man nach wie vor fast ausschliesslich viereckig und, je nach ihrem Zweck, mit nur kurzem abgeschrägten Untersatz oder gänzlich fusslos. Man hatte unter anderem (um 1454) derartige „Tafeln“, welche, unterhalb durch kreuzweis angebrachtes Holzwerk gefestigt, auf einem (kleinen) drehbaren Fusse ruhten. Und unter den Schätzen der Herzöge von Burgund befand sich (um 1467) ein solches Pult („*pupitre*“) von reinem Silber, das aus sieben Stücken („*pièces*“) bestand. — An den Schränken und Truhen, davon die grossen verrückbaren Schränke indessen wesentlich erst seit der Mitte dieses Zeitraums zu Hauptgegenständen häuslichen Bedarfs wurden, suchte man nun vorwiegend die gesteigerte Fülle baulicher Verzierungsformen zur Geltung zu bringen. Dies um so mehr, da jene ihren Zwecken nach rücksichtlich ihrer Grundgestaltungen kaum noch eine weitere Vermannigfachung zuliesse, und diese sich eben auch dafür im Ganzen zumeist eigneten. Die Truhen, welchen man auch neben den Schränken ihre altherkömmliche Bedeutsamkeit als Möbel ersten Ranges ungeschmälert bewahrte, beliebte man jetzt in den meisten Fällen, bei zuweilen noch beträchtlich erweitertem Umfange, mit derartigen Zierformen in Schnitzarbeit entweder ausschliesslich oder doch zum grössten Theil zu bedecken (*Fig. 197*). Schmückte man sie nicht gänzlich damit, sei es nun, dass man diese lediglich auf die vier Seitenwände oder nur auf deren mittleren Raum beschränkte, so pflegte man wohl das Uebrige, wie namentlich die Umfassungsleisten und das eigentliche Untersatzstück auch mit anderweitigen, freier behandelten Ornamenten (Maasswerk, Laub- und Rankenwerk, Thierfiguren u. s. w.) auszustatten. Nur den Deckel, da gelegentlich noch immer zum Sitzen benutzt, belies man auch ferner durchweg ohne erhobene Darstellungen, versah ihn aber trotzdem zunehmend häufiger mit Malereien und, wie mitunter dann auch nicht minder die Seitenwände, hauptsächlich längs ihren Verbindungskanten, mit zierlichst durchgebildeten metallnen Be-

schlagen; diese nicht selten reich vergoldet. Auch noch sonst aber brachte man für diese Geräte, wie für hölzerne Möbel überhaupt, so weit es sich dabei um besondere Kostbarkeit handelte, fortgesetzt stellenweise Bemalung und Vergoldung, als auch eingelegte Arbeit („*intarsia, marqueterie*“) mehrfach in Anwendung. Im Inventar der Königin *Anna von Bretagne* wird (um 1498) ein derartig reich verzierter Koffer („*coffret*“), doch höchst wahrscheinlich von geringerem Umfange, erwähnt.

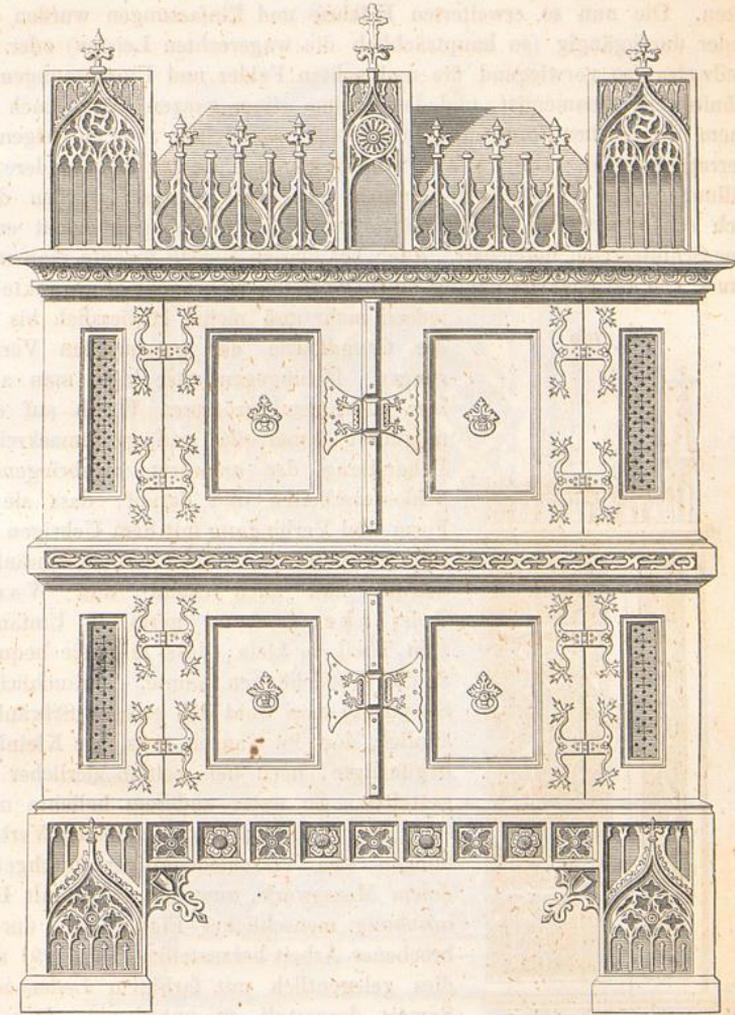
Fig. 197.



„Dieser Koffer war in Holz und Elfenbein mosaikartig behandelt, mit erhobenen Verzierungen geschmückt, bemalt, vergoldet, und ruhte auf sechs rundum ausgearbeiteten Drachenköpfen.“ Bei den zu gewöhnlichem Gebrauch bestimmten, nur einfachen Truhen, die ihren Platz in den Garderoben erhielten, begnügte man sich nach wie vor sie theils längs den Seiten nur leichthin, gewöhnlich in der nun beliebten Art von gleichsam rundlich zusammengezogenen Pergamentblättern zu gestalten, theils (ohne irgend welchen Schmuck) lediglich durch metallene Beschläge

von verschiedener, jedoch kunstloserer Durchbildung zu festigen. — Die hohen, umfangreichen (Versetz-) Schränke machte man zur Auf-

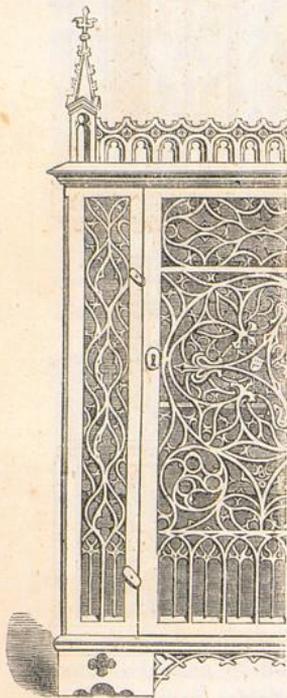
Fig. 198.



nahme von Zierrathen durch Herstellung grösserer Flächen geeigneter, indem man den Schrankkasten als solchen, im Verhältniss zu den Thüren, vergrösserte, und ebensowohl die Umrahmungen der Thür-

füllungen, als auch die wagerechten Trennungsleisten nebst dem Gesimse verbreiterte, ja auch selbst die Füsse, zu eben dem Zweck, erhöhte und verlängerte (*Fig. 198*). Hinsichtlich der Verzierungen an sich und deren Vertheilung jedoch blieb es hierbei, wie es scheint, im Wesentlichen beim Alten. Die nun so erweiterten Flächen und Einfassungen wurden entweder durchgängig (so hauptsächlich die wagerechten Leisten) oder nur theilweise (so vorwiegend die senkrechten Felder und Umrahmungen) in Schnitzwerk ornamentirt, und das Gesims seiner ganzen Länge nach mit einem in baulichen Formen thunlichst reich behandelten, frei aufsteigenden Zierrath bekrönt. Die Thüren, wengleich man sie (so insbesondere die Füllungen) im Allgemeinen ziemlich schmucklos beliess, wurden doch auch schon bisweilen durch eingelegte Arbeit oder durch leicht erhöbene Schnitzereien bereichert. Auch bei diesem Geräth machte man noch immer von farbiger Bemalung einen gewissen Gebrauch, beschränkte sie

Fig. 199.

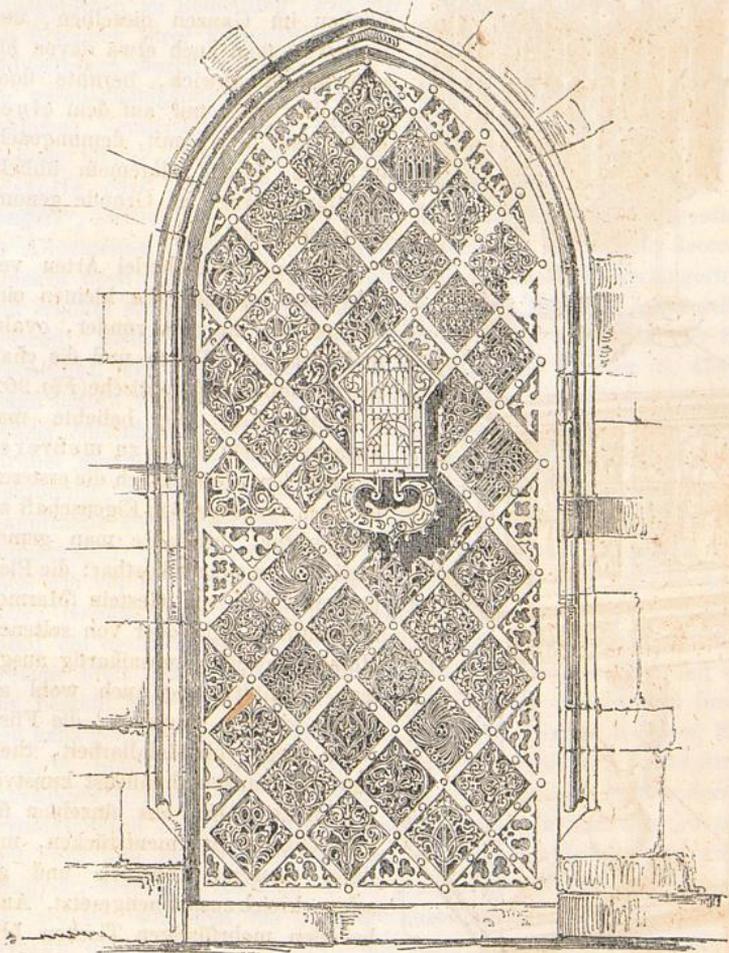


jedoch mehr und mehr, schliesslich bis auf die Grundfläche der geschnitzten Verzierungen. Dahingegen aber legte man auch hier zunehmend grösseren Werth auf eine möglichst kunstvolle und geschmackreiche Behandlung der auswärts anzubringenden Schlosserarbeiten und darauf, dass sie in Form und Verbindung mit dem Uebrigen zusammenstimmten. — Neben diesen Schränken wurden nun auch Stand- und Wand-Schränke von nur geringem Umfange, zum Theil so klein, dass man sie bequem an die Wand hängen konnte, gebräuchlicher. Sie pflegte man wohl den grossen Schränken ähnlich, doch im Ganzen, was ihre Kleinheit begünstigte, noch bei weitem zierlicher zu gestalten. So unter anderem beliebte man sie vorzugsweise in den reizvollsten Verbindungen von verschiedenartigst durchgebildetem Maasswerk, zuweilen selbst mit Beimischung menschlicher Figuren, in durchbrochener Arbeit herzustellen (*Fig. 199*) und dies gelegentlich mit farbigem Leder oder Sammt dergestalt zu unterlegen, dass an allen Durchbruchstellen die Unterlage, als Grundton, hindurchschimmerte; eine Art der Verzierung, die man auch häufiger in Eisen ausführte und eben in solcher Ausführung nun auch mehrentheils, wie z. B. für die Sakristei-

jedoch mehr und mehr, schliesslich bis auf die Grundfläche der geschnitzten Verzierungen. Dahingegen aber legte man auch hier zunehmend grösseren Werth auf eine möglichst kunstvolle und geschmackreiche Behandlung der auswärts anzubringenden Schlosserarbeiten und darauf, dass sie in Form und Verbindung mit dem Uebrigen zusammenstimmten. — Neben diesen Schränken wurden nun auch Stand- und Wand-Schränke von nur geringem Umfange, zum Theil so klein, dass man sie bequem an die Wand hängen konnte, gebräuchlicher. Sie pflegte man wohl den grossen Schränken ähnlich, doch im Ganzen, was ihre Kleinheit begünstigte, noch bei weitem zierlicher zu gestalten. So unter anderem beliebte man sie vorzugsweise in den reizvollsten Verbindungen von verschiedenartigst durchgebildetem Maasswerk, zuweilen selbst mit Beimischung menschlicher Figuren, in durchbrochener Arbeit herzustellen (*Fig. 199*) und dies gelegentlich mit farbigem Leder oder Sammt dergestalt zu unterlegen, dass an allen Durchbruchstellen die Unterlage, als Grundton, hindurchschimmerte; eine Art der

thüre in der Pfarrkirche zu Bruck an der Murr (*Fig. 200*), selbst für beträchtlich grosse Flächen anwandte.

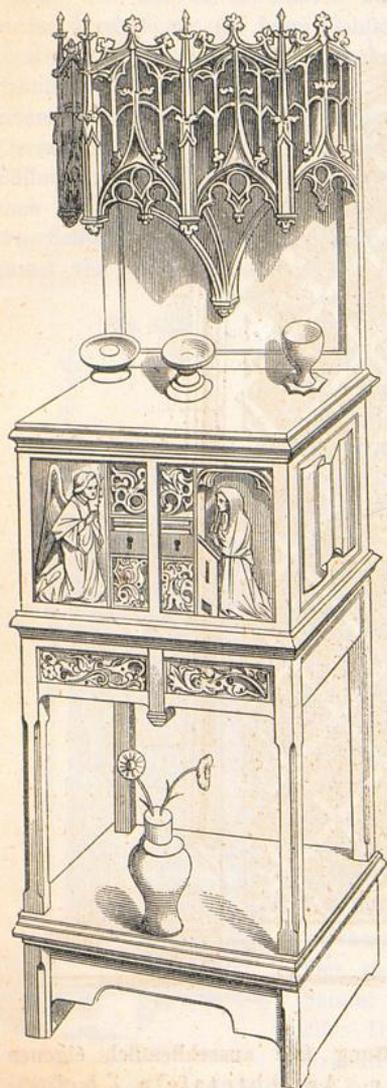
Fig. 200.



Die der wohnräumlichen Ausstattung fast ausschliesslich eigenen Möbel, die Tische, Schenktische, Anrichtetafeln („buffets“) Schaugestelle oder „dresseoirs“, die Betten, Wiegen und zahlreichen Kleingeräthe, als Schmuckkästchen, Schreibzeuge u. A. m.,

erfahren im Wesentlichen kaum schon eine noch weitere Wandlung, als dass man sie im Einzelnen, dem herrschenden Geschmacke folgend, nur

Fig. 201.



decorativ noch reicher und mannigfaltiger behandelte. Die einmal dafür bestehenden Grundformen (S. 447) blieben im Ganzen dieselben, und inwieweit man auch etwa davon hin und wieder abwich, beruhte doch auch dies stets nur auf dem einen Punkt und liess somit, demungeachtet, das bereits allgemein übliche Gesamtgepräge im Grunde genommen unberührt.

Von den mancherlei Arten von Tischen wurden die kleinen einfüssigen Tische mit runder, ovaler und viereckiger Platte und die charnierbeweglichen Klapptische (Fig. 202) gebräuchlicher. Sie beliebte man fortan in einem Raum zu mehreren aufzustellen. Namentlich die ersteren, in ihrer vorwiegenden Eigenschaft als Ziergeräthe, beschaffte man gemeinlicher besonders kostbar: die Platten entweder von Gestein (Marmor, Serpentin u. dgl.) oder von seltenem Holze, zuweilen mosaikartig ausgelegt, bemalt, und auch wohl am Rande zierlich eingefasst; die Füsse wenn nicht von Metallarbeit, theils aus dem Ganzen thunlichst kunstvoll geschnitzt, theils aus einzelnen freigearbeiteten Ornamentstücken, mitunter äusserst künstlich und geschmackreich zusammengesetzt.¹ Auch bei den mehrfüssigen Tischen blieben vor allem die Füsse durchaus Gegenstand schmuckvoller Behandlung, die man nun aber auch gleich-

¹ Vergl. H. v. Hefner-Alteneck und C. Becker, Geräthschaften des Mittelalters etc. I. Taf. 43.

mässig, in steigendem Grade, auf die oft starken Querleisten ausdehnte, mit welchen man sie, mehrerer Haltbarkeit wegen, gewöhnlich unterhalb (über Kreuz gelegt) zu verbinden pflegte. — Die Schenk- oder „Credenz“-Tische, deren man sich allerdings auch zu gelegentlicher Aufstellung der heiligen Gefässe in der Kirche bediente, gewannen unter den Hausgeräthen an Bedeutung (*Fig. 201*). Man vergrösserte sie, vermehrte den Schmuck ihrer kastenartigen Behälter, hauptsächlich den der Verschlussthüren, durch mannigfaltigere Schnitz- und Schlosserarbeit, erhöhte die geradaufsteigende Rückwand und fügte dieser mehrentheils eine in baulichen Verzierungsformen reichst durchgebildete baldachinartige Bedachung hinzu. — Auch die (in Stufenabsätzen sich erhebenden) Schaugestelle oder „*dressoirs*“, und ebenso die Anrichtetafeln oder „*buffets*“, stellte man, nach Maassgabe der Zunahme von Prunkgeschirren, im Allgemeinen noch um Vieles umfassender und so auch in decorativer Hinsicht noch reicher her. Die „*dressoirs*“ insbesondere verlängerte man und erhöhte sie durch Vermehrung ihrer Stufen, mitunter sogar sehr bedeutend. Bisher hatte man sich vorwiegend auf höchstens vier Stufen beschränkt, jetzt beliebte man deren oft zwölf und darüber (S. 478). In Folge dessen ward es bei derartiger Erweiterung, zur Vermeidung allzugrosser Ausdehnung, üblich, die Stufen tiefer herabzurücken und die darüber hinausragende Hinterwand nebst vorn überhängender dachartiger Bekrönung, sofern man diese überhaupt beibehielt, zu verkürzen. Die Haupttheile zur Verzierung blieben, nächst solcher Bedachung, die Seitenumfassungen und die einzelnen Stützen der Stufen. Letztere wurden nach wie vor mit kostbaren Decken überlegt. „In dem Zimmer der *Isabelle, Gräfin von Charolais*, Gemahlin Karls des Kühnen, stand (um 1485) ein *dressoir* von vier schön gearbeiteten Stufen so lang als das *dressoir* breit war, sämmtlich mit kostbaren Tüchern bedeckt und durchaus bestellt mit krystalnen, überreich mit Gold und Steinen besetzten und ganz goldnen Gefässen, als Töpfen („*pots*“), Tassen, Kelchen, Becken u. s. w. nebst drei goldnen mit Edelsteinen besetzten Confectträgern („*dragoirs*“), davon man den einen auf vierzigtausend, den anderen auf dreissigtausend Thaler schätzte.“ Zuweilen gab man jetzt den „*dressoirs*“, und zwar nun in Uebereinstimmung mit den Anrichtetischen oder „*buffets*“, besondere Formen. Doch geschah dies bei ersteren immer nur da, wo sie, wie eben die „*buffets*“ ausschliesslich, zur Aufstellung inmitten des Raums und nicht, wie sonst gemeinlich, zum Anlehnen gegen die Wand bestimmt waren. In solchen Fällen bildete man auch sie ringsum in Stufenabsätzen aus, und wählte, gleichwie für die „*buffets*“, so auch dafür hauptsächlich die ja auch sonst so beliebte Gestaltung von burgähnlich sich übereinander erhebenden Thürmen u. dergl. Ein derartiges „*dressoir*“, in der Anordnung eines runden Schlosses, mit

zwölf Stufen, liess unter anderem (um 1461) der Herzog von Burgund für den grossen Saal im Schlosse zu Artois anfertigen.“ Und bei der Krönungsfeier des Königs von Neapel (um 1495) war in der Mitte des Festsaa's, als Geschenk für ihn, ein (vermuthlich demähnliches) „buffet“ aufgestellt, das auf seinen ringsum sich erhebenden Stufen die verschiedenartigst kostbarsten Geschirre von Gold, Silber, zumeist mit Edelsteinen besetzt, in überreicher Anzahl trug. — Die Betten, deren Fortgestaltung zu möglichster Bequemlichkeit und Pracht man sich ganz besonders angelegen sein liess, dehnte man allmählig bis zu sieben Fuss Länge und sechs Fuss Breite aus, vermehrte das Bettzeug, verstärkte die Matratzen und verwendete sowohl für die Ueberzüge, als auch vorzugsweise für die faltenreichen Ueberdecken und Vorhänge die erdenklich kostbaren Stoffe. Zwei so überaus reich ausgestattete grosse Betten, durch einen vier bis fünf Fuss breiten Zwischengang und einen verschiebbaren Teppichvorhang getrennt, mit jeglichen Bequemlichkeitsmitteln versehen, schmückten das Gemach der *Isabelle von Bourbon*, der Gemahlin Karls des Kühnen.¹ Soweit das Holzwerk des Bettgestells überhaupt noch zum Vorschein kam, und falls man den Betthimmel nicht von der Decke herab vermittelst Schnüren befestigte, sondern auf den vier Ecken durch (hölzerne) Träger stützte, fuhr man fort sowohl jenes als diese, unter Verwerthung der jetzt aber um so viel üppigeren Verzierungsformen, durch Schnitzerei, Vergoldung, Bemalung u. s. w. zu bereichern. Noch ausserdem jedoch ward es nun, gegen Ende des Jahrhunderts, auch vereinzelt üblich, das Bett in eine Ecke des Zimmers zu versetzen und, allein mit Ausschluss seiner vorderen Seite, dafür man den Vorhang beibehielt, mit geschnitztem Holztafelwerk als Fortsetzung der (hölzernen) Wandbekleidung vollständigst zu umgeben. — Von (Kinder-)Wiegen sind einzelne aus dem Schlusse dieses Zeitraums erhalten. Darunter eine² durchaus von Kupfer, theilweis vergoldet, mit hohen Füßen nebst Wiegebalken; die beiden Langseiten in Vierblattverzierung durchbrochen, die Schmalseiten je in (zwei) Spitz- und Rundbogenfensterformen gegliedert; die vier Eckpfosten mehrfach eingekantet und oben mit einem steifkelchförmigen Zapfen besetzt. — Aus der Fülle von Kleingeräthen endlich, dazu nun auch die mancherlei verschiedenen, zuweilen nicht minder kostbar beschafften Kamingeräthschaften (Feuergabeln, Zangen, Spiesse u. dgl.) zählten, und welche überhaupt sowohl nach Zahl als auch nach Mannigfaltigkeit von Zweck und Form in steter Zunahme begriffen blieb, sei nur beispielsweise, eben seiner reichen Ansstattung wegen, ein Schreibzeug er-

¹ Vergl. die Beschreibung derselben nach Alienor de Poitiers bei Viollet-Le-Duc. Dictionnaire du mobilier français. S. 181 ff.

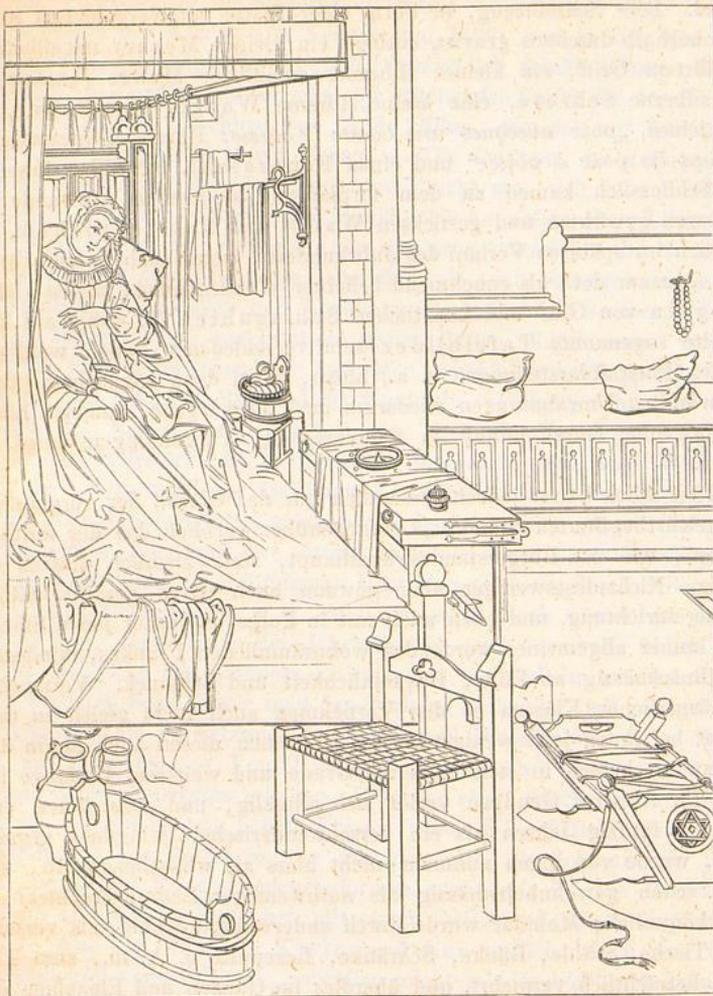
² C. Becker und H. v. Hefner-Alteneck. Geräte u. s. w. II. Taf. 36.

wähnt, das sich (um 1416) unter den Schätzen des Herzogs von *Berri* befand. Dies Schreibzeug, in Form einer Platte von vergoldetem Silber und oberhalb durchaus gravirt, enthielt ein kleines Messer mit silbernem emaillirtem Griff, ein kleines silbernes emaillirtes Maass („*moettes*“), eine silberne Scheere, eine kleine silberne Waage, eine Feder und ein kleines „*poix avecques une boeste* (? *boesse*: Bürste, Dintenwischer) *où sont les poix à poiser*“ und einen Feuerstahl, mit Silber besetzt.

Schliesslich kamen zu dem fortdauernd steigenden Aufwande mit kostbaren gewirkten und gestickten Wand- und Fussteppichen, namentlich im späteren Verlauf des Jahrhunderts, wenn auch immer vorerst noch sparsam doch als zunehmend beliebter Wandschmuck, nächst kleinen Spiegeln von Glas und künstlichen Schlaguhren (S. 459), auf Holz gemalte sogenannte Tafelbilder sehr verschiedenen, auch weltlichen Inhalts (Portraitdarstellungen u. a.) hinzu, dabei denn zugleich die dafür angewandten Umrahmungen wiederum auch ihre eigene, zumeist höchst schmuckvolle Durchbildung in Schnitzarbeit, Vergoldung u. dergl. erfuhren. —

Dies Alles betraf jedoch wesentlich nur das Geräth der vornehmsten und reichstbegüterten Stände. Demgegenüber verblieb das der mittleren Klassen, wie des Bürgerstandes überhaupt, stets ziemlich einfach und dürftig. Nichtsdestoweniger aber gewann auch deren geräthschaftliche Zimmereinrichtung, und eben auch mit in Folge des unter jenen Ständen noch immer allgemeiner werdenden wohnräumlichen Prunkes, mindestens verhältnissmässig an Fülle, Bequemlichkeit und Schmuck. Vermochten die bürgerlichen Klassen es den Vornehmen auch nicht gleich zu thun, so trat bei ihnen jetzt wenigstens das Bestreben diesen auch hierin ähnlich zu erscheinen in stets höherem Grade und weiterem Umfange hervor. Ihr früheres Genügen verlor sich allmählig, und was ihnen etwa noch vor fünfzig Jahren als ein verschwenderischer Ueberfluss gegolten hatte, wurde von ihnen nunmehr nicht bloss als wünschenswerth, vielmehr schon gewohnheitsmässig als nothwendiger Bedarf erachtet: das altherkömmliche Mobiliar wurde durch anderweitige Möbel, als verschiedene Tische, Stühle, Bänke, Schränke, Lesepulte u. A. m., zum Theil sogar beträchtlich vermehrt, und überdies im Ganzen und Einzelnen dem jetzt herrschenden, üppigeren Geschmacke gemäss beschafft. Es erstreckte sich dies bis auf die schweren Bankkästen längs den Wänden, die man noch unausgesetzt beibehielt, und bis auf die Wandbekleidungen, dazu man nun ebenfalls, ähnlich wie die Vornehmen, theils Holztafelwerk, theils Hängeteppiche verwendete. Auch die nicht einmal reicher Begüterten machten bereits zu Ende des Jahrhunderts nach dieser Seite hin nicht selten Ansprüche, so dass gelegentlich selbst deren Einrichtung schon ein Gepräge von Ueberfluss und Wohlhabigkeit zeigte (*Fig. 202*).

Fig. 202.



Die altherkömmlichen Spiele und Spielgeräthe scheinen sich im Ganzen fast gleichartig forterhalten zu haben. Ungeachtet der immer von neuem wiederholten Verbote dagegen, wie insbesondere gegen die Glücks- oder Zufallsspiele um Geldgewinnst, nahm die Neigung dafür eher zu, denn ab. Würfel- und Brettspiele, unter letzteren hauptsächlich das Schach, verschiedene Ball-, Kugel- und Kegelspiele

wurden in allen Kreisen unausgesetzt mit ungemeiner Vorliebe, oft genug bis zur Leidenschaft betrieben. In Paris bestand bereits seit dem dreizehnten Jahrhundert eine eigene Handwerkszunft unter dem Namen der „*Deycier*“, der „*Würfler*“ (Würfelmacher), welche zugleich die Schachspiele und die zu den anderweitigen Brettspielen erforderlichen Tafeln und Versetzsteine („*marelles*; *marelli*“) fertigte. Hauptwerkstätten dafür in Deutschland waren und blieben Augsburg, Nürnberg und Ulm, in Italien vornämlich Florenz und Venedig. Neben der bloss handwerklichen Massenherstellung dieser Geräthe fuhr man fort, sie gelegentlich auch (als Prunkstücke) möglichst kunst- und schmuckvoll zu behandeln: die Würfel, je nach Art der Spiele, sechs- und mehrflächig, zuweilen von verhältnissmässig beträchtlicher Grösse, stellte man aus den verschiedensten Stoffen, von Elfenbein, Knochen, Holz, Stein und Metall her, die Augen oder Zahlen mitunter eingesetzt von anderfarbigem Holze, Stein oder Metall, die Flächen ausserdem durch eingelegte Arbeit verziert; ebenso die Versetzsteine, von denen man indessen die zu den gewöhnlichen Brettspielen nach wie vor durchgängiger flachcylindrisch, halbkugelig oder scheibenförmig gestaltete und daher auch zumeist nur auf der oberen Fläche, sei es durch Einlage oder erhobene Arbeit, schmückte, die eigentlichen Schachfiguren aber zu den ihnen einmal zuertheilten Formen von Königen, Damen, Bischöfen, berittenen Krieger, Thürmen u. s. w., gleichermassen wie schon seither vorwiegend aus Elfenbein, Knochen oder Holz, gemeinlich von ziemlichem Umfange, künstlich schnitzte und auch wohl noch durch Färbung, Vergoldung, Einsätze u. dergl. bereicherte. Die durch schmale Streifen, einzelne Felder oder, wie die Schachbretter, durch kleine Quadrate einzutheilenden Spieltafeln beschaffte man, zugleich rücksichtlich der hierbei bedingten zwei- und mehrfachen Färbung, theils aus helleren und dunkleren Arten von Hölzern, Metallen, Gesteinen u. a. m. je ausschliesslich, theils aus den gleichen Stoffen, jedoch in unterschiedlicher Verbindung derselben, wie unter anderem aus Ebenholz und Elfenbein, Perlmutter, Silber oder Krystall, aus Silber oder Elfenbein und dunklem Jaspis, aus Bronze oder Gold und lichtem Chalcedon; verzierte auch selbst noch die Felderchen an sich, je nach ihrer Beschaffenheit, mosaikartig oder durch eingelegtes Fadenwerk, und umgab das Ganze mit einem nicht minder reich decorativ behandelten Rande. Mitunter fügte man zwei, auch drei derartige Tafeln vermittelt Charnieren, zusammenlegbar, aneinander, versah auch wohl einzelne grössere Tafeln mit einem Fusse, so dass sie je einen Tisch bildeten. Nächst den Darstellungen von Brett- und Schachspielenden namentlich in Kleinmalereien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, wird gerade während dieses Zeitraums auch des Schachspiels, als Geräths, häufiger gedacht: (um 1316) „ein Schachbrett von

Jaspis und Chalcedon, ganz von Platten, die einen von Jaspis, die anderen von Krystall, durchaus besetzt mit Silber und Perlen“; (um 1328) „ein Schachbrett von Elfenbein und Ebenholz“; (um 1335) „ein Schachbrett von ausnehmend kunstvoller Arbeit durch Robert, König von Ungarn, dem König Johann von Böhmen übersandt“; (um 1353) „ein Schachspiel von ausgeschlagenem Metall und Krystall, mit eingesetzten Perlen, das dazugehörige Spiel (die Figuren halb zu halb) von Krystall und rothem Marmor“; (um 1372) „ein Schachbrett von Jaspis und Krystall, nebst ebensolchem Spiel“; (um 1416) „eine sehr schöne Tafel, von drei zusammenlegbaren Theilen, bestehend aus einem Damenbrett („*marelier*“), zwei Brettspielen und dem Schachbrett, von römischem Porphyrr, Jaspis und anderen verschiedenfarbigen Steinen“, und (um 1467) „ein Schachbrett von schwarzem (gefärbtem) und weissem Elfenbein“. — Neben diesen Spielen kam bereits im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts das Kartenspiel in Aufnahme. Dasselbe, hervorgegangen aus dem Schach mit Uebertragung seiner Figuren durch Malerei auf einzelne Blätter oder Täfelchen, in China und Indien seit ältester Zeit bekannt, gelangte von hier zu den Arabern und durch sie, wie es scheint zuvörderst nach Italien unter der Benennung „*naibi*“, welche sich, als der ursprünglichen orientalischen Bezeichnung nachgebildet, dafür auch fernerhin mit nur geringen eigensprachlichen Abweichungen erhielt. Noch bis gegen die Mitte des Jahrhunderts indessen ging seine Verbreitung, auch selbst in Italien, nur äusserst langsam vor sich; erst von da an ward es den übrigen Ländern zugeführt und in Europa verallgemeinert. Zufolge einer gleichzeitigen Nachricht wurden die Karten in Viterbo erst um 1379 bekannt. *Johann I.* von Castilien erliess um 1387 eine Verordnung, welche die Würfel, die Karten („*naypes*“) und das Schach untersagte; und ebenso sah sich um 1397 der Prevot von Paris veranlasst, den Handwerkern, nächst den Würfeln, den Ball-, Kugel- und Kegel-Spielen, auch die Karten zu verbieten, ausgenommen an Feiertagen. In einem Erlasse *Karls V.* von Frankreich um 1369, worin alle damals üblichen Glücksspiele aufgezählt werden, ist von den Karten noch nicht die Rede; dagegen wurden sie zur Erheiterung des geisteskranken Königs *Karls VI.* angewendet und für ihn besonders bemalt. Nach einer vorhandenen Rechnung darüber vom Jahre 1392 führte sie der Maler *Jacquemin Gringonner* in Gold und verschiedenen Farben aus, und schmückte sie mit mehreren Sinnbildern („*devises*“). Bis dahin hatte man höchst wahrscheinlich noch im Allgemeinen die altüberkommenen orientalischen Figuren und Bezeichnungen entweder durchaus oder in nur schwanker Umbildung beibehalten; nach jenem Vorgange indessen gab man nun wohl diese allmählig gänzlich auf, sie wenn auch zunächst noch durch dementprechende, doch der abendländischen Anschauung und dem heimischen

Geschmacke gemäss behandelte Bilder ersetzend. Seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts schritt man darin, je nach den einzelnen Ländern, zu mannigfachem Wechsel vor. Mit den Figuren änderten sich die Bezeichnungen, und wirkte dies auch wiederum auf die Einrichtung des Spiels zurück, die man nun zunehmend erweiterte. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts bildeten sich dafür in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland je besondere Darstellungsformen und volksthümlich eigene Regeln aus. Um diese Zeit war das Spiel bereits überall, selbst bis in die niedersten Volksklassen hin verbreitet. Alle Verbote weltlicher- und kirchlicherseits blieben erfolglos. Die Verfertigung der Karten geschah fortdauernd massenhaft, und fand eben jetzt noch ihren besonderen Hebel in der nunmehrigen Vervollkommnung der Holzschnidekunst und des Kupferstichs. Seither lediglich Sache der (in Deutschland sogenannten) Karten- oder Brief-Maler, die sich dazu muthmasslich schon vordem auch roh geschnittener Holzstöcke oder doch sicher einzelner Schablonen bedienten, nahmen nun gelegentlich auch wirkliche Künstler daran Theil,¹ was denn zugleich nicht ohne Rückwirkung auf das äussere Gepräge der Karten überhaupt blieb. —

Zu den Musikinstrumenten kam wesentlich Neues nicht hinzu (vergl. S. 41 ff.). Auch hinsichtlich ihrer Formen fanden bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verhältnissmässig nur wenige Wandlungen statt.² Einer etwa kunstgemässeren Behandlung derselben aber war die Stellung, welche die Musik bis dahin einnahm, nicht förderlich. Mit dem allmäligen Verstummen der französischen Troubadours und der deutschen Minnesänger im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts, denen namentlich die Mehrzahl der Saiteninstrumente ihre Ausbildung verdankte, verloren diese an Bedeutung. Der seit dem vierzehnten Jahrhundert sich im Bürgerthum entfaltende Meistersang war, seinem geringen musikalischen Wesen nach nicht geeignet, ihnen solche wiederzugewinnen. Die Musik an sich wurde Handwerk, und die zünftigen Musikanten, welche sie, als nur ihnen rechtszuständig, öffentlich übten, liessen es sich zufolge der rein äusserlichen Zwecke, dafür man sie überhaupt nur bean-

¹ Vergl. die Abbildungen von zum Theil höchst künstlerisch behandelten deutschen, französischen und italienischen Karten in: (Duchesne aîné.) *Jeux de Cartes, tarots et Cartes numériques, du quatorzième au dix-huitième siècle, représentés en cent planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif, publié par la Société des Bibliophiles français.* Paris 1844. Avec 100 planches.

² S. bes. die trefflichen Abbildungen nach gleichzeitigen Darstellungen bei E. de Coussemaker. *Essai sur les instruments de Musique au moyen âge* in: *Didron. Annales archéologiques.* III, IV, V, VII, IX; (erschien auch unter dem Titel: *Histoire des instruments de musique au moyen âge avec 200 figures d'instruments.* Paris.)

spruchte, an einer steten Wiederholung von nur wenigen einfachen mehr oder minder rauschenden Weisen genügen. Sowohl die alterthümliche Bezeichnung „Pfeiferkönig“ für ihren Gesamtvorstand, als auch die bis in die jüngste Zeit fortgesetzte Benennung „Amts- und Stadtpfeifer“, deuten auf den engen Kreis hin, in welchem sich ihre Instrumentirungen bewegten. Gleich der Instrumentalmusik bei Turnieren und sonstigen grossen Festlichkeiten im dreizehnten Jahrhundert, bestand dieselbe auch noch im fünfzehnten und bis ins sechzehnte Jahrhundert bei ähnlichen Gelegenheiten hauptsächlich aus unterschiedlich grossen geraden und gebogenen Zinken, Trompeten und Posaunen, aus langen Flauten und kurzen Querpfeifen, grossen, zum Theil sehr umfangreichen Trommeln und Pauken, metallnen Becken, Triangeln u. dergl., nur zuweilen untermischt mit einzelnen unterschiedlich grossen geigenartigen (Streich-) Instrumenten. Selbst zur Begleitung des Tanzes bediente man sich, nächst kleinerer Geigen, vorzugsweise der Trommeln und Pfeifen. Die Kirche indessen blieb, ebenfalls noch bis zu dieser Zeit, fast ausschliesslich auf den Gebrauch der Orgel beschränkt, ja wehrte sogar der Einführung anderweitiger Instrumente. So folgereich die Förderung war, welche die Musik endlich, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, durch gesetzmässigerer Regelung des (harmonischen) Zusammenklangs und die Ausbildung des (contrapunktischen) Satzes durch *Ockenheim*, *Josquin de Près* u. A. fand, betraf dies lediglich die kirchliche Musik als solche; und währte es noch geraume Zeit, bis dass dies auch der weltlichen Musik zu Gute kam und die Instrumente im Einzelnen, nun demgemäss, eine sie veredelnde Fortgestaltung erfuhren. — Die Orgel, da in beständigem Bezug zur Kirche, wurde fortschrittsmässig verbessert. Die grössten Verdienste hierin erwarben sich Deutsche. Gleich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1312) berief ein Patricier *Torcello* in Venedig mehrere deutsche Orgelbauer, um künstliche Orgeln zu verfertigen. Sie zeichneten sich durch kürzere Tasten und eine zweckdienlichere Einrichtung des Griffbretts überhaupt aus. Sie erst konnten von einem Einzelnen ohne übermässige Anstrengung mit den Händen gespielt werden. Um 1359 erhielt der Dom zu Halberstadt durch den deutschen Orgelbauer *Nicolaus Faber* eine Orgel, die vierzehn diatonische und acht chromatische Klangstufen hatte. Und um 1471 erfand ebenfalls ein Deutscher, *Bernhard*, Hoforganist des Dogen von Venedig, das Pedal oder die Tritthölzer, was alsbald auf noch anderweitige durchgreifende Verbesserungen hinleitete. Diese Verbesserungen theilten sich, nach Verhältniss des Zwecks, den kleinen Hand- oder Trage-Organen mit. Das Instrument selbst, stets äusserst kostbar, wurde, soweit es aus Holzwerk bestand, gemeiniglich durch Schnitzwerk verziert; später, da es in den Kirchen eine feste Stelle erhielt, so namentlich seit dem fünfzehnten Jahrhundert, durchgängiger

ausserdem mit mancherlei schmückendem Beiwerk umrahmt. — Von den Blasinstrumenten blieben die verschiedenartigst ausgebildeten langen und kurzen Flöten nebst den geraden, sehr langen Trompeten und den zum Theil umfangreichen, ganz oder halb gewundenen „*businen*“ oder „*Hörnern*“ vorzugsweise beliebt. Die „*syrinx*“ oder sogenannte „*Pansflöte*“ und den „*calamus*“ oder Schalmei, wie auch die „*cornemusa*“ (ebenfalls eine Schalmei) kamen mehr und mehr ausser Gebrauch. Statt der letzteren bediente man sich fortan häufiger einer Art von „*Hautbois*“, wie solche aus dem „*calamus*“ schon im dreizehnten Jahrhundert hervorgegangen war, und nun auch wohl eine noch festere Form erhielt. Die zwischenkligen Doppelflöten vereinigte man zu einem Ganzen, und die eigentlichen „*Pfeifen*“, deren man zwanzig unterschied, führte man auf eine geringere Zahl von Lang- und Querpfeifen zurück. Die metallenen Trompeten und Hörner, letztere auch noch immer gelegentlich aus wirklichen Thierhörnern gebildet, gewannen an Bedeutung. Ihre bereits zahlreiche, vielgliedrige Familie wurde nicht etwa geschmälert, vielmehr durch neue Namen vermehrt. Nicht allein dass man sich ihrer zum Aufspielen bei Festlichkeiten, als auch im Kriege zur Begleitung des Marsches u. s. w. und auf der Jagd, in zunehmend grösserer Anzahl bediente, fanden sie unter den Vornehmen nun auch selbst im alltäglichen, häuslichen Verkehr die mannigfaltigste Anwendung. Man begann, sie zum Signalisiren für alle Fälle zu benutzen, indem man dafür je ein besonderes, bestimmtes Tonzeichen erfand. Durch sie liess man der Dienerschaft befehlen, forderte diese oder jene Speise, dieses oder jenes Ross, entschied ob die Thüre geöffnet oder geschlossen werden sollte, ob dies oder das zu besorgen sei, ja erhob sie überhaupt zu einem allseitig vermittelnden Organ des persönlichen Willens. Es währte dies in steigendem Grade bis ins fünfzehnte Jahrhundert, und kam auch erst gegen den Schluss desselben in Abnahme. Die grossen Trompeten hauptsächlich erhielten gemeinlich einen eigenen Schmuck durch fahnenartige, nicht selten reich gestickte oder sonst farbig verzierte Behänge, der Länge nach befestigt, und durch zierliche, reich bequastete Schnüre (vergl. *Fig. 133 a*). — Unter den Schlaginstrumenten gelangten, in stets engerer Verbindung mit den Blasinstrumenten, vor allem die Trommeln zu noch mehrerer Geltung. In Folge dessen kamen wie es scheint zu den vorhandenen Trommeln, die, bereits gleichfalls von sehr unterschiedlicher Ausbildung, theils unmittelbar mit den Händen theils mit Schlägeln gerührt wurden, noch einige sehr umfangreiche, mithin sogenannte „*Pauken*“ hinzu. Neben dem alterthümlichen Gebrauche nur eines Schlägels schritt man, etwa seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zur gleichzeitigen Verwendung von zwei Schlägeln. Die kleinen *Handtrommeln* traten allmählig in den Hintergrund, oder gingen doch mehr und mehr

aus dem Bereiche der eigentlich grösseren Musik auf das wandernde Volksmusikantenthum über. Selbst für die flachcylindrische, tamburin-ähnliche Handtrommel wandte man im vierzehnten Jahrhundert bereits durchgängiger einen Schlägel an. Aehnlich wie die langen Trompeten pflegte man nun auch die grösseren Trommeln, namentlich da, wo man sich ihrer bei festlichen Vorkommnissen bediente, mit gestickten Behängen, und zwar ringsum, nebst Troddelwerk u. dgl. reichst auszustatten. Auch der Gebrauch der Triangel, nach wie vor zuweilen mit mehreren eingehängten Ringen versehen, und der der metallnen Handbecken, die man wohl noch vergrösserte, dauerte nicht nur unbeschränkt fort, vielmehr ward, wenigstens im Einzelnen, noch erweitert. Die alten Klapphölzer, darunter auch die in Frankreich sogenannten „*cliquettes*“, die „*Castagnetten*“, und nicht minder auch die einzelnen Glockenspiele die mit der Hand vermittelst eines Hammers gespielt wurden, fanden dagegen kaum noch weitere Verbreitung als höchstens unter dem niederen Volke, wo sie sich zum Theil als gelegentliche Belustigungsmittel geradezu festsetzten und forterbten. Aus jenen kleinen Hand-Glockenspielen gingen im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts grosse, künstlicher angeordnete Glockenspiele und Geläute zur Aufstellung in Kirch- und Rathhaus-Thürmen hervor. — Von den Saiteninstrumenten blieb die *Harfe* zumeist beliebt, und wurde sogar im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts das hauptsächlichste Instrument der Sänger, doch ohne etwa in Folge dessen ihre Form merklich zu wechseln (*Fig. 31 a, b. c*). In solcher Eigenschaft erhielt sie sich bis ins sechzehnte Jahrhundert, indem man fortfuhr sie, mithin stets dem jeweilig herrschenden Geschmack gemäss, durch Schnitzerei, eingelegte Arbeit u. dergl. zu verzieren. Dasselbe betraf in geringerem oder höherem Grade auch die übrigen Instrumente, was jedoch auch ihre Grundgestaltung nicht änderte. Demnächst behaupteten sich, bis zu derselben Zeit, das sogenannte „*Psalterium*“ (*Fig. 31 d*), das man im fünfzehnten Jahrhundert vereinzelt noch verlängerte, und die unterschiedlich besaiteten „*Cytharen*“ (Zithern) und „*Lauten*“, die letzteren bereits in der ihnen noch heut eigenen Gestaltung vorzüglich. Die uralterthümliche zweischenkliche „*Lyra*“ (*Fig. 31 e*) gab man völlig auf; und das zum Spielen der Mehrzahl dieser Instrumente seit Alters benutzte Spielstäbchen oder „*plectrum*“ wurde gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts immer seltner angewandt, vornämlich aber im fünfzehnten, mit Beschränkung auf nur einzelne gitarrenähnliche Instrumente, wie die „*Pandore, Citole* und *Mandore*“, durch freies Fingerspiel ersetzt. Die Bogen- oder Streich-Instrumente gestaltete man nach wie vor fast durchgängig, bei allerdings sehr verschiedenem Umfange und verschiedenzähliger Besaitung, ganz ähnlich theils den Lauten (und den noch gegenwärtig sogenannten

Mandolinen), theils den (heutigen) Gitarren und Geigen, bald breiter oder langgestreckter oval, entweder mit kürzerem oder längerem, gewöhnlich kurzumgebogenem Halse oder auch, so insbesondere die letzteren, ohne eigentlichen Hals (vergl. *Fig. 32 d. e*). Alle äusserlichen Wandlungen, die diese Instrumente bis gegen den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts erfuhren, scheinen, abgesehen von ihrer verzierenden Ausstattung, im Wesentlichen nur darin bestanden zu haben, dass man sie, doch auch erst im späteren Verlauf, zum Theil nicht unbeträchtlich vergrösserte und so auch die Bögen dementsprechend verlängerte und ihre (Saiten-) Bespannung verstärkte. Neben den seitherigen tief-tönenden „*Violen*“ oder (Bass-) Geigen kam, in der gleichen Eigenschaft, ein Instrument in Gestalt eines vierseitigen, gemeiniglich sehr langen und schmalen sich (nach oben) verjüngenden Kastens mit derbsaitigem Bezuge auf; die alte *Rotte* oder *Chrotta* (*Fig. 32 e*), hervorgegangen aus dem „*Crout*“, wurde in Fortgestaltung ihrer inzwischen bereits durchlaufenen Formen zu einer Art von „*Violoncelle*“, und die kleine Violine erhielt schon gelegentlich zu den Seiten jene bogenförmigen Ausschnitte, die ihr noch heute eigen sind.

Auch mit den Ackerbau-, Jagd- und Fischer-Geräthen, sowie auch mit den verschiedenen Transportmitteln für Sachen und Personen, den Wägen, Karren und Tragesänften, blieb es im Allgemeinen beim Alten. Jene Geräthe insgesamt hatten — und so vor allem in den Gegenden, wo der Ackerbau seit frühster Zeit vorzüglich gepflegt wurde, auch der Pflug¹ — bereits eine Durchbildung erlangt, daran man es sich, ihren Zwecken nach, wohl genügen lassen konnte; einer etwaigen Vervollkommnung der Wägen aber stand der fortdauernd verhältnissmässig nur sehr geringe Gebrauch derselben, namentlich zur Beförderung von Personen, auch fernerhin entgegen. Noch bis in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hielt man an der alterthümlichen Gewohnheit fest, sogar grössere Reisen entweder zu Pferde oder in einer von Pferden getragenen „*Sänfte*“ zurückzulegen. Und auch die Vornehmsten zogen es bis dahin vor, selbst bei feierlichen Gelegenheiten theils zu Pferde zu erscheinen, theils, so die höchstgestellten Damen, sich tragen zu lassen. So unter anderem die Königin *Isabelle von Baiern* bei ihrem Einzuge in Paris, wo nur die Damen ihres Gefolges in bedeckten Wägen sassen. Einer der ersten Fürsten, der sich bei festlichem Einzuge eines Wagens bediente, war der deutsche Kaiser *Friedrich III.* Es geschah dies bei seinem Eintritt in Frankfurt am Main um 1474,

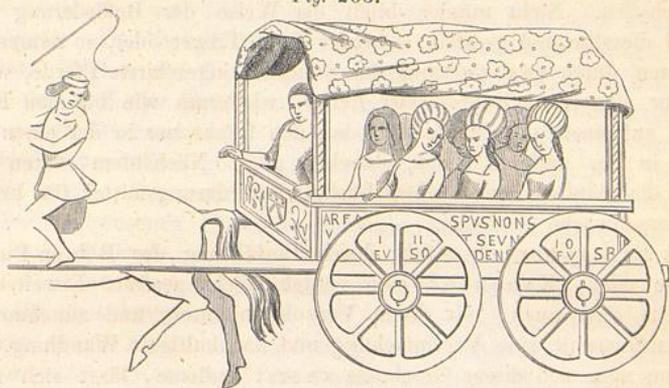
¹ Vergl. das Nähere hierüber, wie über jene Geräthe überhaupt, in meiner „*Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräths im Mittelalter vom 4. bis zum 14. Jahrhundert*“. (Stuttgart 1864.) S. 857 ff.

galt jedoch als eine höchst ausnahmsfällige Besonderheit, die man ihm um so mehr verdachte, als sich dadurch die Bürger der Stadt des alten Ehrendienstes, den Baldachin über ihn zu tragen, beraubt sahen. Ueberhaupt aber blieb der Gebrauch von Personen-Wägen seit der dahin bezüglichen Verordnung *Ludwigs des Schönen* (um 1294), als ein Theil der Hofetiquette, wesentlich den fürstlichen Damen und ihrer nächsten weiblichen Umgebung vorbehalten; und wenn auch der begütertere Bürgerstand hie und da eigene Wägen für sich in Anwendung brachte, zählte dies immer, und noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zu den selteneren Vorkommnissen, denen man überdies, als einem unstatthaften Prunke, zu wehren suchte. Einen ausnehmend kostbaren Wagen, der sich vielleicht auch dadurch auszeichnete, dass sein Kasten in Riemen hing, schenkte um 1457 der ungarische König *Ladislaus V.* an *Maria*, die Gemahlin *Karls VII.* von Frankreich. Derselbe erregte am französischen Hofe ungemaine Bewunderung, sofern „man darin beim Fahren in so überaus angenehmer Schwebung (*brantant*) geschaukelt werde“. War hiermit in Wahrheit schon eine derartige zweckmässige Verbesserung verbunden,² scheint doch auch sie kaum vor jenem Zeitpunkt weitere Nachahmung oder Verbreitung gefunden zu haben. Genug, die altherkömmliche rohe Bauart änderte sich nicht. Nach wie vor fuhr man fort die Räder von gleichem Durchmesser mit sechs oder acht Speichen herzustellen, den Wagenkasten in einfachster Form mit festen Lang- oder Quersitzen zu beschaffen, unmittelbar auf den Achsen zu befestigen, und mit einer von Stangen oder Reifen gestützten Bedachung; einem sogenannten „Plan“, auszustatten (*Fig. 203*). So auch behielt man die alte Art der Bespannung, zwischen einer „Scheere“, vermittelt Kumbgeschirr nebst Zugseilen oder Seitensträngen bei, ja schritt noch nicht einmal durchgängig zur Beschaffung eines eigenen Sitzes für den Lenker, der gemeinlich wie seither auf einem der Zugpferde reiten oder nebenher gehen musste. Die einzigen merklichen Wandlungen, welche statt hatten, betrafen lediglich die eigentlichen Staats- oder Prachtwägen, und auch nur hauptsächlich den Umfang und den Schmuck. Sie fertigte man, je nach Erforderniss, von sehr verschiedener Grösse, vornämlich im fünfzehnten Jahrhundert nicht selten von beträchtlicher Länge, so dass wohl zwanzig und mehr Personen darin Platz hatten, und stattete sie auf alle

¹ Die Bezeichnung „*char brantant*“ kommt in Frankreich bereits seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts wiederholentlich vor (vgl. M. de Laborde. *Notice des émaux etc. du musée du Louvre. II. Glossaire p. 208*). Dass darunter aber „hängende“ Wägen zu verstehen seien, wie man wohl geneigt ist anzunehmen, muss immerhin zweifelhaft bleiben, da solche sich in gleichzeitigen Abbildungen vor dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts schwerlich vorfinden dürften.

Fälle, stets dem jeweilig herrschenden Geschmacke gemäss, sowohl durch Schnitzerei, Malerei, Vergoldung u. s. w., als auch (in ihren Bedachungen und Sitzpolstern) durch kostbare Teppiche und Ueberzüge, wie auch nicht minder die Pferde durch glänzendes Geschirr und Ueberhangdecken, aufs Reichste aus. Bei den langen Wägen pflegte man den

Fig. 203.



darüber (zumeist rundbogig) gespannten Plan zu den Seiten mit einigen fensterartigen Oeffnungen zu versehen, und diese mit eigenen Teppichen, leicht verschiebbar, zu verhängen. Der Bedeckung kleinerer Wägen gab man zuweilen die Gestalt eines Zeltes mit giebelförmig aufsteigender Bedachung, schmückte sie ausserdem vorn mit einem vierseitig zugespitzten Dach, von dem zur rechten und linken besondere Vorhänge herabfielen. Noch sonst aber bildete man die Bedachung ganz in Weise eines Baldachins, mit flacher Decke und Seitenbehängen, die man beliebig zurückschlagen konnte. Gewöhnlichere Wägen, obschon ebenfalls zur Beförderung von Personen bestimmt, belies man auch ferner mitunter gänzlich schmucklos, auch wohl ohne Bedachung. Sie glichen grossen „Karren“, und unterschieden sich somit im Grunde genommen, sieht man von den ihnen eigenen Sitzbrettern ab, nur wenig von den noch anderweitigen Wägen, deren man sich zum Transport von Gütern bediente. Diese indessen, von sehr unterschiedlichem Umfange, entbehrten zum Theil selbst eines Kastens, und gab es darunter auch einzelne kleinere, welche nur zwei Räder hatten. Zur Beförderung geringerer Lasten durch Personen besass man bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert mehrere Arten von einrädri gen Handkarren, welche gleich von vornherein ihrem Zweck so vollkommen entsprachen, dass man sie (selbst bis heutigen Tags) fast unverändert beibehielt. — Die Tragesänften bewahrten ihre der altrömischen „lectica“ und dem

orientalischen „*tactaravan*“ oder „*palankin*“ ähnliche Gestaltung, die eines zwischen langen (Trage-) Stangen hängenden Bettes nebst baldachinartiger Umdachung, durchaus. Ebenso auch fuhr man bei ihnen, gleichwie bei den Wägen da, wo es auf Prunk abgesehen war, fort, das Gestell durch Schnitzarbeit, Malerei u. s. w. reich zu verzieren und die Umdachung, als auch die Lager- und Sitz-Polster, von kostbaren Stoffen zu beschaffen. Nicht minder blieb die Weise der Beförderung fortwährend dieselbe und geschah entweder durch Träger oder, so namentlich auf Reisen, durch zwei zwischen den Stangen eingeschrirte Pferde, wobei denn der eigentliche Führer oder Leiter, wiederum wie bei den Fuhrwerken, auf einem der Pferde ritt oder, den Lenkzaum in der einen, die Geißel in der anderen Hand, daneben ging. Nächstdem waren und blieben die Sänften ein hauptsächliches Beförderungsmittel für kranke und altersschwache Personen. —

Das Kriegsgeräth erfuhr durch Einführung der Röhren-Pulvergeschosse oder „Kanonen“ eine vordem nicht geahnte Erweiterung, andererseits aber auch, mit deren Vervollkommnung und zunehmender Verallgemeinerung, eine Vereinfachung und nachhaltigste Wandlung. Wo und wann man sich dieser Geschosse zuerst bediente, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Indessen, mögen auch die Annahmen eines schon sehr frühen kriegerischen Gebrauchs derselben im Oriente,¹ wie auch von deren Benutzung in Spanien bei der Belagerung von Baza um 1323 und seitens der Araber bei der von Alicante um 1331, als nur wahrscheinlich dahingestellt bleiben, liegt immerhin ausser Zweifel, dass man sie lange vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hie und da kannte und, wenigstens vereinzelt, anwandte. Solches geschah bestimmt in Frankreich um 1338 bei der Belagerung von Puy-Guilham, bei welcher Gelegenheit *Barthel du Drach* für Pulver und anderweitige Schiessbedürfnisse mehrfach Zahlung leistete. Auch waren schon zu derselben Zeit selbst die Ordensritter in Preussen in Besitz von derartigen Geschützen; und bald darauf auch der König von England, welcher solche in der Schlacht bei Crecy, um 1364, mit sich führte. Seit der Mitte des Jahrhunderts nahm ihre Verbreitung überhaupt zu. Bereits um 1356 besaßen die meisten grösseren Städte, vornämlich die deutschen Reichsstädte, so insbesondere Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Ulm, Speier u. a. m. je eigene Geschütze und Pulvervorräthe. In dem Jahr wurden zu Löwen in Flandern sogar zwölf Donnerbüchsen verkauft. Der Vorrath an Pulver war oft sehr beträchtlich, wie denn eben in Folge dessen, durch Unvorsichtigkeit veranlasst, im Jahre 1360 das Rathhaus von Lübeck in

¹ Vergl. meine „Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräths im Mittelalter vom 4. bis zum 14. Jahrhundert“. (Stuttgart 1864.) S. 302 ff.

die Luft flog. Etwa seit 1358 brachte man auch in Italien grosse Kanonen oder „Bombarden“ häufiger in Anwendung. Um 1370 befanden sich beim Heere des Herzogs *Magnus von Braunschweig* nebst „treibenden Werken“ und „Armbrösten“ auch „Bussen“ (Büchsen) und andere Wehr. Und um 1375 liess der Rathsvorstand von Augsburg zwanzig grosse Kanonen giessen. Dahingegen geschieht ihres Gebrauchs in Dänemark erst um 1372, und in Schweden erst zum Jahre 1408 Erwähnung. Im Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in den einzelnen Heeren die Geschütze zunehmend vermehrt. So soll gleich schon um 1411 der Herzog von Orleans auf seinem Zuge gegen den Herzog von Burgund nicht weniger denn viertausend (!) Kanonen von verschiedenem Kaliber geführt haben, was indess, wenn man auch annehmen wollte, dass man hierbei die etwa im Heere in grosser Zahl vorhanden gewesenen Handfeurgeschosse mitgezählt habe, sicher auf Uebertreibung beruht. Als um 1428 die Engländer Orleans belagerten, hatten diese nur fünfzehn Kanonen. Auch kam es selbst noch um diese Zeit vor, dass kleinere Fürsten sich, in Ermanglung von eigenen Geschützen, solche liehen. So der Burggraf *Friedrich von Nürnberg*, der sich um 1414, zur Brechung der Burgen des märkischen Raubadels, von dem Landgrafen zu Thüringen dessen grosse Donnerbüchse, die ihrer schwierigen Bewegbarkeit wegen sogenannte „faule Grete“, erbat. Doch wurden Fälle der Art immer seltner; auch liess Friedrich selber alsbald mehrere Kanonen für sich giessen. Um nur wenige Jahre später, um 1431, wurden den verbündeten deutschen Fürsten von den Hussiten einhundertundfünfzig grobe Geschütze abgenommen. Ebenso war auch die Reichsarmee bei der Entsetzung der Stadt Neuss gegen den Herzog von Burgund um 1475, vor allem aber *Karl VIII.* auf seinem Zuge nach Italien, um 1494, zahlreich mit Kanonen versehen. Letzterer führte schon ausserdem eine Art von schwimmender Batterie, eine mit schweren Geschützen besetzte grosse „Galeasse“ mit sich, welcher sich auch noch sein Nachfolger, *Ludwig XII.*, vor Rapallo mit dem besten Erfolge bediente. —

Wie wirkungsvoll sich auch gleich die Geschütze erweisen mochten, vollzog sich deren Vervollkommnung doch nur sehr langsam. Das Pulver war anfänglich schlecht, ungekörnt, mithin verhältnissmässig kraftloser. Auch noch lange nachdem man gekörntes Pulver kannte, blieb das Mehlpulver vorzugsweise in Gebrauch. Dazu ausgehend von der Annahme, dass sich die Wirkung mit der Grösse und Schwere der fortzutreibenden Geschosse steigere, fertigte man die Geschütze anfänglich und zum Theil fortdauernd von möglichst umfangreichem Kaliber.¹ Man gab

¹ Um 1372 besass Augsburg drei gegossene Kanonen, darunter die grösste eine Kugel von einhundertundsiebenundzwanzig Pfund schoss. „Um 1393“ —

ihnen durchgängig die Gestalt theils von weitgeöffneten Mörsern („*mortier; bombardä; busse, buste*“), theils, doch wohl auch erst im späteren Verlauf, von weiten und langen Röhren. Man stellte sie zunächst, darf man älteren Nachrichten trauen, von Holz mit darüber dicht aneinander gereihten starken eisernen Reifen her; sodann aber schritt man dazu, sie aus eisernen Stäben zu beschaffen, indem man diese über einen Kern der Länge nach zusammenschweisste und ebenfalls durch eiserne Ringe darüber verstärkte. Hierbei pflegte man zuweilen, aus vermeintlicher Vorsicht, die Pulverkammer von dem Rohre dergestalt zu trennen, dass sie mit diesem nach unten oder zur Seite hin einen Winkel bildete. Bei dieser Art der Verfertigung, nur dass man alsbald eine solche Trennung der Pulverkammer gänzlich aufgab, beharrte man vereinzelt selbst bis ins sechszehnte Jahrhundert, wie dies unter anderen die im Zeughaus zu Dresden unter dem Namen die „faule Magd“ befindliche riesige Kanone vergegenwärtigt, auch ungeachtet dass man schon im Verlauf der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hie und da begonnen hatte, Geschütze aus Eisen und selbst aus Bronze zu giessen (S. 501), und in Deutschland bereits seit 1440 wirkliche Stückgiessereien bestanden. Die Geschütze selber wurden mindestens bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fast ohne Ausnahme, die grossen Belagerungsgeschütze jedoch zumeist ebenfalls noch bis ins sechszehnte Jahrhundert durchaus, gleich dem übrigen Heegeräthe, auf äusserst stark gebauten Wägen oder Schleifen befördert, und erst am Orte ihrer Bestimmung in geeigneter Weise aufgestellt. Zu dem Zweck führte man für die kleinen Geschütze besondere Unterlagen von Holz, für die grösseren, zum Aufschlagen förmlicher Gerüste, mancherlei Bretter- und Balkenwerk mit sich. Jene Unterlagen bildeten anfänglich oft nur einen starken der Länge nach ausgehöhlten Balken, in welchen das Rohr eingelassen und befestigt ward, den man lediglich durch Unterschieben eines Klotzes richtete; die Gerüste dagegen beschaffte man stets möglichst stark und, abhängig von

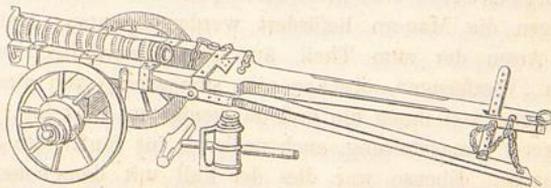
so erzählt der Limpurger Chronist — „hatten die Städte Frankfurt vor Hatzstein grosse Büchsen, deren schoss eine sieben oder acht Centner, und da gingen (hier) die grossen Büchsen an.“ So auch führten um 1399 der Pfalzgraf Ruprecht und der Erzbischof Johannes von Mainz im Verband mit Frankfurt und den Städten des wetterau'schen Bunds bei ihrer Belagerung der Burg Tannenberg mehrere sehr grosse Kanonen, so gross dass sie selbst nicht mit Pferden gegen die Burg zu bewegen waren. Die Steinbüchse des Pfalzgrafen musste hinauf gewunden werden, und zum Fortschaffen der Donnerbüchse, welche die Frankfurter stellten, bedurfte es zweiunddreissig Pferde. Sie schoss steinerne Kugeln im Gewicht von zwanzig Centnern. Und noch um 1453 bedienten sich die Türken bei der Eroberung von Constantinopel verschiedener höchst umfangreicher Geschütze, die zweihundert, fünfhundert und zwölfhundert Pfund schwere Steinkugeln warfen, noch späterer Beispiele zu geschweigen.

der Schwere der Geschütze, die zu tragen sie bestimmt waren, unterschiedlich umfangreich. Ihre Herstellung geschah gemeiniglich der Art, dass man aus derben Bohlen einen höheren oder niederen, länglich vier-eckigen Untersatz, ähnlich einem deckellosen Kasten, zusammenzimmerte, an jeder der vier Kanten seiner Langseiten einen ihn weit überragenden Balken senkrecht anbrachte, von diesen vier Balken jedes sich gegen-überstehende Paar durch einen festen Querbalken verband, während sie sämtlich, zum Zweck der Einfügung von Stellpflocken, gleichmässig durchlöchert waren. Dazwischen, auf die Stellpflocke, wurde das auf eigener Unterlage ruhende Geschütz gelegt, das somit, wenn bei zu grossem Gewicht auch nicht ohne Anwendung einer Winde u. dergl., nach Belieben gestellt werden konnte. Vielleicht auch, dass man schon zuweilen die hölzerne Unterlage des Geschützes selbst, etwa nicht weit von seiner Mündung, mit einer festen Queraxe versah und sie den beiden vorderen Balken, leicht drehbar, einfügte. Das kastenförmige Untergestell mochte man wohl in einzelnen Fällen, um dem mehr Halt zu geben, mit Erde u. s. w. füllen, sofern dies, hinsichtlich des beim Abfeuern gewiss sehr mächtigen Rückschlags, überhaupt thunlich gewesen sein dürfte. Das Ganze beliebte man nicht selten mit einem ebenfalls von Bohlen und Latten gezimmerten, beweglichen Schirm zu überdachen, als dessen Träger man dann gemeiniglich inmitten jeder der beiden Langseiten des unteren Gestells noch einen Balken errichtete. In Nachbildung einer solchen Vorrichtung, die sich ungeachtet ihrer urthümlichen Einfachheit für die Aufstellung von sehr grossen und schweren (Belagerungs-) Geschützen im Wesentlichen bis gegen den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts erhielt, stellte man etwa seit dem Beginn dieses Zeitraums, doch vorerst auch nur für kleinere Kanonen, starke gabelförmige Gestelle mit nur einem hinterwärts aufsteigenden durchlöcherten Stellbalken von nach vorn (im Viertelkreis) geneigter Biegung her. Das hierfür bestimmte Rohr, von dementsprechender Länge, war, als unmittelbar daran geschmiedet, etwa in seiner Mitte mit einer Queraxe und hinterwärts mit einer Oese oder einem Ringe genau von solcher Weite, als der Stellstab umfasste, ausgestattet. So nun wurde es mit seiner Axe zwischen und in die Gabel bewegbar eingelassen und mit seinem Ringe über den Stellstab gezogen, also dass man auch ihm vermittelst der Stellpflocke jede Richtung zu geben vermochte. Daneben blieben die nur aus einem ausgehöhlten Balken bestehenden Schiessgerüste fortdauernd üblich. Doch scheint es dass man eben um diese Zeit an ihnen auch schon häufiger vorn zwei Räder und hinterwärts, zu leichterem Bewegbarkeit, besondere Handhaben anbrachte. — Nicht eher indessen, bis dass es allgemeiner geworden war die Geschütze zu giessen, mithin wohl kaum vor der Mitte des Jahrhunderts, gelangte man dahin sie überhaupt und auch im Ein-

zeln zweckgemässer zu gestalten. Fuhr man gleichwohl ausserdem fort, sie auch nach alter Weise aus Eisen zu schmieden, kamen doch die Ergebnisse jenes neuen Verfahrens, wenigstens in gewissem Grade, auch dem zu Gute. Mit zu den wesentlichen Erfindungen, die man jetzt machte, gehörte, dass man Kammer und Röhre je eigens über einen Kern goss, beides durch Ausbohren ebnete und dann erst miteinander verband. Auch überzeugte man sich mehr und mehr, dass die Wirkung durchaus nicht allein auf der Schwere und Massenhaftigkeit der Geschosse, als vielmehr auf der Güte des Pulvers und der Art der Ladung beruhe. In Folge dessen, dazu sich inzwischen noch manche anderweitige Verbesserung hinsichtlich der Durchbildung der hölzernen Schiessgerüste vollzogen, fertigte man in stets zunehmender Verbreitung verhältnissmässig minder schwere Geschütze von verschiedener Gestalt und unterschiedlichem Kaliber, versah sie mit besseren Vorrichtungen zum Stellen, zum Theil durch Verwendung der Winde und Schraube, erleichterte ihre Unterstellung, dazu man diese durchgängiger mit zwei, auch vier starken Rädern beschaffte, auch schon vereinzelt (zur Bespannung) hinten mit Ringwerk ausstattete, und führte neben den bisher fast ausschliesslich benutzten steinernen Kugeln aus Eisen gegossene Kugeln ein. Den Deutschen hauptsächlich wird nachgerühmt dass sie in der Art der Bespannung, namentlich mit mehreren Pferden, ganz besondere Fortschritte machten. Um 1461 besass der Herzog von Bretagne bereits eine grössere Anzahl von Kanonen, die unterschiedlich je ein Gesamtgewicht von nur zweiundsechzig und einem halben Pfund, von siebenundvierzig und einem halben Pfund, von vierzig und von dreiundzwanzig und einem halben Pfund hatten, letztere mithin sogar geeignet waren von einem Menschen getragen zu werden. Ziemlich zu derselben Zeit liess *Ludwig XI.* (1461—1483) zwölf Geschütze giessen, welche man die zwölf „Pairs“ von Frankreich nannte. Der schon ältere Gebrauch, den einzelnen Stücken besondere Namen zu geben, wurde mit deren Vermehrung immer allgemeiner. Den Guss der Röhren besorgten die Glockengiesser, doch beauftragte man auch andere Giesser damit; das Schmieden derselben war und blieb Sache der Eisenarbeiter und (später) der Schlosser. Die Verfertiger kleinerer Geschütze bezeichnete man allmählig, zum Unterschiede, als „Büchenschmiede“. Um 1475 nahm der Herzog *Albrecht von Sachsen* einen solchen, Namens *Conrad*, in seine Dienste, indem er ihn verpflichtete grosse und kleine Büchsen zu liefern, die „gut, beständig und fertig wären“. Und um 1478 schloss derselbe Herzog zum Giessen von Kanonen sogar mit einem Kannegiesser, dem Meister *Quinque* in Dresden, einen Vertrag, demzufolge dieser bis um 1479 fünf „Schlangenbüchsen“ zu siebenundvierzig Centner und zwanzig Pfund, und sechs zu neunundfünfzig Centner lieferte. Nicht lange danach, um 1489, bestellte unter

anderen der Rath zu Freiberg einen „Schlosser“ von Regensburg, auf dass „er des Seigers warte, denselben verbessere, auch Büchsen und Pulver in Bereitschaft habe, Salpeter siede u. dergl. m. Bei weitem die Mehrzahl der Geschütze, welche *Karl VIII.* von Frankreich in so grosser Menge (um 1494) mit sich nach Italien führte, war von Bronze gegossen, schoss eiserne Kugeln und ruhte auf zwei- und vierrädri gen Gestellen, obschon auch selbst noch die kleinsten darunter Fünfzigpfünder gewesen sein sollen. — Ungeachtet dem Allen waren die Geschütze im Allgemeinen doch auch noch um diese Zeit immerhin schwerfällig genug und auch in ihren sonstigen Einrichtungen, wie in denen zum Laden und Stellen, zu einer raschen und durchaus sicheren Handhabung, wie solche vor allem der Felddienst erfordert, nur wenig geeignet. Nur schwer vermöchte man sich von den althergebrachten Vorkehrungen zu trennen, und auch nachdem man hierin bereits zu mannigfachen Verbesserungen vorgeschritten war, behielt man daneben jene nichtsdestoweniger unausgesetzt bei. Es betraf dies sowohl die grossen Standgeschütze als auch die auf Rädern ruhenden kleineren Kanonen oder „Karrenbüchsen“, für welche man insgesamt zum Richten, nächst der dazu schon üblichen Winde u. s. w., noch fortgesetzt (und zwar vorherrschend) den alten,

Fig. 204.



überaus einfachen Stellstab, zum Theil sogar ganz in der frühesten Weise, in Anwendung brachte (Fig. 204). So auch gab man die dafür seit Alters üblichen gabelförmigen (Pflöck-) Gestelle keineswegs auf, vielmehr bediente sich dieser nun namentlich bei kleinen Räder-Geschützen noch sehr häufig, indem man sie jetzt in den meisten Fällen als ein für sich bestehendes Gerüst auf der Erde festigte, die Kanone dazwischen schob, so dass man das Ende ihrer Laffette auf die Stellpflöcke legen konnte, und die Gabel oberwärts durch Ketten mit der Laffette verband. Eine dem ganz ähnliche Einrichtung hatte man inzwischen auf die grösseren Räder-Geschütze übertragen. Es waren dies zwei unmittelbar mit der Laffette zusammenhängende Bügel, die sich je entweder von den Rädern oder hinterwärts von den Seiten aus nach der Mündung zu in Viertelkreis gebogen erhoben, und von deren Spitzen sich Stricke oder auch starke eiserne Ketten bis zum Rohre hin erstreckten. Die Rädergestelle

überhaupt bestanden theils, ebenfalls noch in engerem Anschlusse an ihre alterthümliche Unbeholfenheit, in sogenannten „Blocklaffetten“, theils aber auch schon, in zweckgemässerer Durchbildung, aus mindestens unterwärts getheilten „Stückkarren“, und waren, wenigstens in überwiegender Zahl, sowohl zur Bespannung mit einem oder mehreren Pferden eingerichtet, als auch, zu thunlichster Handtierung, an den Seiten und hinterwärts mit mancherlei Ringen, Hacken u. dergl. versehen. Zur Bedienung hatte man, sicher schon seit ältester Zeit, unterschiedliche Zündbüchsen, Luntten, Lader, Wischer, Schaufeln, starke Stellhacken u. A. m. Die bronzenen Röhren pflegte man stellenweise in erhobener Ciselirarbeit zu schmücken.

Die altherkömmlichen Kriegsgeräthschaften wurden von den Pulvergeschossen keineswegs sofort verdrängt, vielmehr erhielten sich daneben, bei deren doch immerhin nur sehr langsamen Verbreitung, wie es scheint mindestens bis gegen den Schluss des vierzehnten Jahrhunderts sogar noch insgesamt ziemlich unverändert in Gebrauch. Auch gab man davon nur allmählig vorerst lediglich diejenigen auf, welche sich der neuen Erfindung gegenüber als fernerhin unhaltbar erwiesen und die, welche dadurch selber ihren vollkräftigsten Ersatz fanden. Es betraf dies somit einerseits vor allem die hohen aus Balkenwerk zu zimmernden Belagerungsthürme oder „*Ebenhoch*“, die nur auf Walzen vermittelt Winden gegen die Mauern befördert werden konnten, andererseits die mancherlei Arten der zum Theil äusserst schwerfälligen armbrustähnlichen „*Werfzeuge*“, obschon man sich gerade von diesen nur ungern trennte und von ihnen hie und da wenigstens einzelne, vielleicht in zweckmässigerer Umgestaltung, auch noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein anwandte. Ebenso war dies der Fall mit den hohen senkrecht gestellten Pfeilgeschossen oder „*Ballisten*“, deren Kraft auf dem elastischen Gegenschlag eines hinterwärts angebrachten starken metallnen Stabes beruhte, deren man sich nun gemeiniglich zum Werfen von Brandpfeilen bediente. Dahingegen blieben die zur Zertrümmerung von Mauerwerk üblichen gewaltigen Stosswerkzeuge oder „*Driböcke*“ sammt ihren Schutzdächern von Balkenwerk und, nächst den unterschiedlichen Sturmleitern, die eigentlichen „*Schleudermaschinen*“ auch ohne irgendwelche Beeinträchtigung ihrer ursprünglichen Bedeutung unausgesetzt in Geltung, ja behaupteten solche selbst, so insbesondere die Schleudermaschinen, bis um den Schluss des sechszehnten Jahrhunderts. Die Letzteren bezeichnete man, zumeist schon seit dem dreizehnten Jahrhundert, wohl sicher mit auf Grund ihrer Verschiedenartigkeit, als „*Blyden* (*Bleiden*)“, *Tummerer* (*Tummler*), *Mangell* (*Mangen*), *Onager*, *Quotwerke* u. s. f. Ihr Hauptzweck war grosse Massen von schweren Steinen und anderweitigen Gegenständen, als Feuerbränden (und allerlei Unrath

zu möglicher Erzeugung von Seuchen), unter die Belagerten zu werfen, dabei man sie auch wohl gelegentlich, namentlich für Kriegsverbrecher, als Hinrichtungsmaschinen benutzte. Um 1422 bedienten sich die Hussiten bei der Belagerung der Burg Karlstein in Böhmen der Feurgeschosse und der „*Blieden*“. Um 1424 liess die Stadt Basel mancherlei „*Gewerfe*“ fertigen, welche nicht lange danach, um 1445, bei der Belagerung der Burg Rheinfelden mit Erfolg geführt wurden. Und noch um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schrieb der Feldhauptmann *Leonhard Fronsperger* in seinem Kriegsbuch: „Darum sollen solche Instrument auch noch in einer Besatzung recht und wohl zugerichtet sein, damit ob mit solchem Zeug etwas hineingeworfen würde, dasselbig und dergleichen anders mehr so in der Befestigung sterben und unflätig sein möcht, wieder mit dergleichen Rüstung herauszuwerfen. Solches Instrument mag man auch mit grossen Steinen laden und in die Schanzen werfen, wie ich gesehen hab, dass geschehen ist. Also ist mit solchem Instrument viel auszurichten und vorzunehmen.“ — Zufolge bildlicher Darstellungen derartiger Geräthe, die allerdings grossentheils erst einer späteren Zeit angehören und auch hinsichtlich ihrer Einrichtung im Einzelnen nur schwer verständlich erscheinen,¹ bildeten die sogenannten *Mangen* und *Blyden* im Allgemeinen vorherrschend ein aus starken Balken überkreuz zusammengesetztes Fussgestell nebst zwei darauf einander gegenüber senkrecht befestigten Pfählen, dazwischen sich ein langer Balken um eine Achse bewegte. Dieser Balken war an seinem oberen Ende entweder mit einer gewaltigen Schlinge oder mit einem, ebenfalls um eine Achse beweglichen (Schleuder-) Kasten und unterhalb, zur Aufnahme von (Gewichts-) Massen, mit einem eigenen Behälter versehen. Letzteres, möglichst beschwert, wurde vermittelt am Schwungbalken befestigter Ketten oder Stricke und einer Winde emporgehoben, sodann durch eine besondere Vorrichtung plötzlich frei gelassen, also dass seine Wucht des Falls den

¹ Vergl. für die ältere Zeit bes. F. von der Hagen. Die Schwanensage. Berlin 1845 (Taf. III. zu von Trosberg). M. Engelhard. Ritter von Stauffenberg. Strassburg 1823. Taf. XXV. F. v. Aufsess und Mone. Anzeiger zur Kunde deutscher Vorzeit. V. Tab. III. Dazu, doch nur vereinzelt, in Leonh. Fronsperger's Kriegsbuch etc. (seit 1557 in mehren Auflagen) III. S. 1336; bes. aber: Flavii Vegetii Renati, vier Bücher der Ritterschaft etc. (Ausgab von 1534) a. m. O. — F. de Vigne. Vademecum du peintre ou recueil des costumes etc. II. (am Schluss). J. Scheible. Die gute alte Zeit, geschildert in historischen Beiträgen u. s. w. aus W. v. Reinöhl's Sammlungen. Stuttgart 1847. S. 378, mit Abbildgn. Mit besonderer Vorliebe gepflegte Versuche, die alten Kriegsgeräthe überhaupt nach ihrer wirklichen Beschaffenheit zu ermitteln und darzustellen, vorzüglich bei Viollet-le-Duc. Essai sur l'architecture militaire au moyen-âge. Paris 1858, und in desselb. Dictionnaire raisonné de l'architecture française etc. an m. O.

am entgegengesetzten Ende in der Schlinge oder im Kasten liegenden Gegenstand fortschleuderte. Hierbei suchte man die Wurfkraft zuweilen noch dadurch zu verstärken, dass man den mit Gewalt niedergehaltenen Balken bei seinem heftigen Emporschnellen gegen einen zu diesem Zweck angebrachten, dementsprechend thunlichst gefestigten Querbalken anschlagen liess. Bei anderen Geräthen der Art befand sich am Wurfbalken die Achse nicht weit von seinem unteren Ende, so dass ihn das Uebergewicht seiner darüber hinausgehenden Länge sammt dem vorn daran befindlichen Schleuderkasten niederhielt. Ihre Schwungkraft ward dadurch bewirkt, dass man eine Platte mit darauf gehäuften Lasten von ausserordentlichem Gewicht, mittelst besonderer Vorrichtung, auf das untere (kurze) Ende jenes Balkens fallen liess. Im Uebrigen waren diese Geräthe, wenigstens im Wesentlichen, den anderen durchaus ähnlich beschaffen. Und scheint es auch dass sie sich insgesamt im Grunde genommen eben nur darin unterschieden, dass der Schwungbalken bei den einen in senkrechter Schwebe hing, bei den anderen, gleichsam zwanglos, durch eigene Schwere wagerecht ruhte. Man kann es somit auch wohl gelten lassen, dass man als Hauptunterscheidungsmerkmal geradezu jene als die „hohen“, diese als „niedere“ Werkzeuge bezeichnet. —

Das Bestattungsgeräth wurde wohl durchgängig nur noch insofern verändert, als man eben lediglich in seiner verzierenden Ausstattung stets den Wandlungen des Geschmacks überhaupt folgte. Da es fortdauernd zu den seltenen Ausnahmen zählte, den Verstorbenen zur Gruft zu fahren, es vielmehr ganz allgemein üblich blieb ihn, nach kurzer Ausstellung, dorthin zu tragen, beschränkte sich jenes unausgesetzt auf die dafür bereits seit Alters gebräuchlichen Tragebahnen, Särge¹ und Trauertücher: dies Alles, je nach Rang und Vermögen des Dahingeshiedenen, einfacher oder reicher geschmückt (vergl. S. 138). Die Bahnen bestanden nach wie vor aus zwei durch Querhölzer oder Bretter

¹ Neben der Bestattung in Särgen dauerte auch noch während des hier in Rede stehenden zweihundertjährigen Zeitraums und bei den mittleren Ständen, wenigstens an mehreren Orten, selbst bis über das sechszehnte Jahrhundert hinaus, die uralterthümliche Bestattungsweise ohne Sarg ziemlich unverändert fort. Bei dieser Art der Bestattung wurde der Leichnam gemeinlich mit starken Leinwandbinden, die zuweilen in Wachs getränkt waren, fest umwunden, darin eingenäht und lediglich so, nur mit dem Trauertuche bedeckt, zur Gruft getragen und beerdigt. So auch hielten noch bis ins sechszehnte Jahrhundert Einzelne an dem von einigen Mönchsorden seit höchstem Alter gepflegten Glauben fest, dass es der Seele zu ewigem Heil gereiche, in einer Mönchskutte begraben zu sein und suchten sich solche zu dem Zweck, natürlich immer nur gegen gute Bezahlung, zu verschaffen. — Vergl. die reiche Sammlung hierauf bezüglicher Stellen bei W. v. Reinöhl. Die gute alte Zeit, geschildert in historischen Beiträgen u. s. w., in J. Scheible. Das Kloster. Stuttgart 1847. S. 821 ff.

verbundenen langen Stangen mit kurzen Füßen oder fusslos und wurden, da man sie völligst zu überdecken pflegte, gewöhnlich unverziert belassen. Die Särge fertigte man, gleichwie seither, je nach Umständen aus Holz, Stein (gebrannter Erde) und Metall (Kupfer, Zinn, Blei), und gab ihnen, zum Theil abhängig davon, entweder die Form eines nur mässig hohen, sich nach dem Fussende zu allmählig verjüngenden länglich viereckigen Behälters mit geraden oder schrägaufsteigenden Seidenwänden nebst flachem oder leicht giebelförmigem Deckel, oder die einer höheren hochgiebelartig bedeckelten Kiste; der Deckel zuweilen oberhalb in mässiger Breite abgeplattet. So auch blieb man dabei sie gelegentlich längs den Kanten mit erhobenen Verzierungen und auf dem Deckel der Länge nach mit einem Kreuze, in gleichfalls erhobener Arbeit oder auch in Malerei, auszustatten. Etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ward es unter den vornehmen Ständen zunehmend üblicher die Särge, so namentlich die von Metall, in eigene (Umschluss-) Särge von Holz einzusetzen, und nun diese durch Schnitzerei, Vergoldung u. dergl. zu schmücken. Den zur Bedeckung der Särge bestimmten Trauertüchern bewahrte man ihre herkömmliche länglich viereckige Gestalt ausschliesslich bis etwa zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Von da an begann man sich neben ihnen mehrentheils auch vollständiger Ueberzüge zu bedienen, welche, aus einzelnen Stücken zusammengenäht, der Form des Sarges genau anpassten und überdies meist so lang waren, dass sie, beim Tragen desselben auf den Schultern, ringsum fast den Boden berührten. Nächst dem aber fuhr man mindestens bis um den Schluss dieses Zeitraums fort sowohl jene einfachen Decken als auch die Ueberzüge, wenn gleich wohl unter Vorherrschaft der schwarzen Färbung, unterschiedlich von farbigen Stoffen (Wolle, Seide, Sammt), und für besonders Vornehme selbst von reich gemustertem Purpur und von Goldbrokaten zu beschaffen, sie auch gewöhnlich oberwärts mit einem weissen Kreuz zu besetzen. Ingleichen erhielt sich der Gebrauch sie mit den etwaigen Standesabzeichen des Verstorbenen zu behängen und, war derselbe von hohem Adel, mit dessen (eigens für diesen Zweck zumeist in Buntstickerei gefertigten) Wappenschilden ringsum auszustatten, noch anderweitige Insignien dagegen, wie Kronen, Scepter u. dergl., auf den Deckel entweder in Mitten oder zu Häupten aufzustellen.

10362/24 4-



10362/20 4-

